

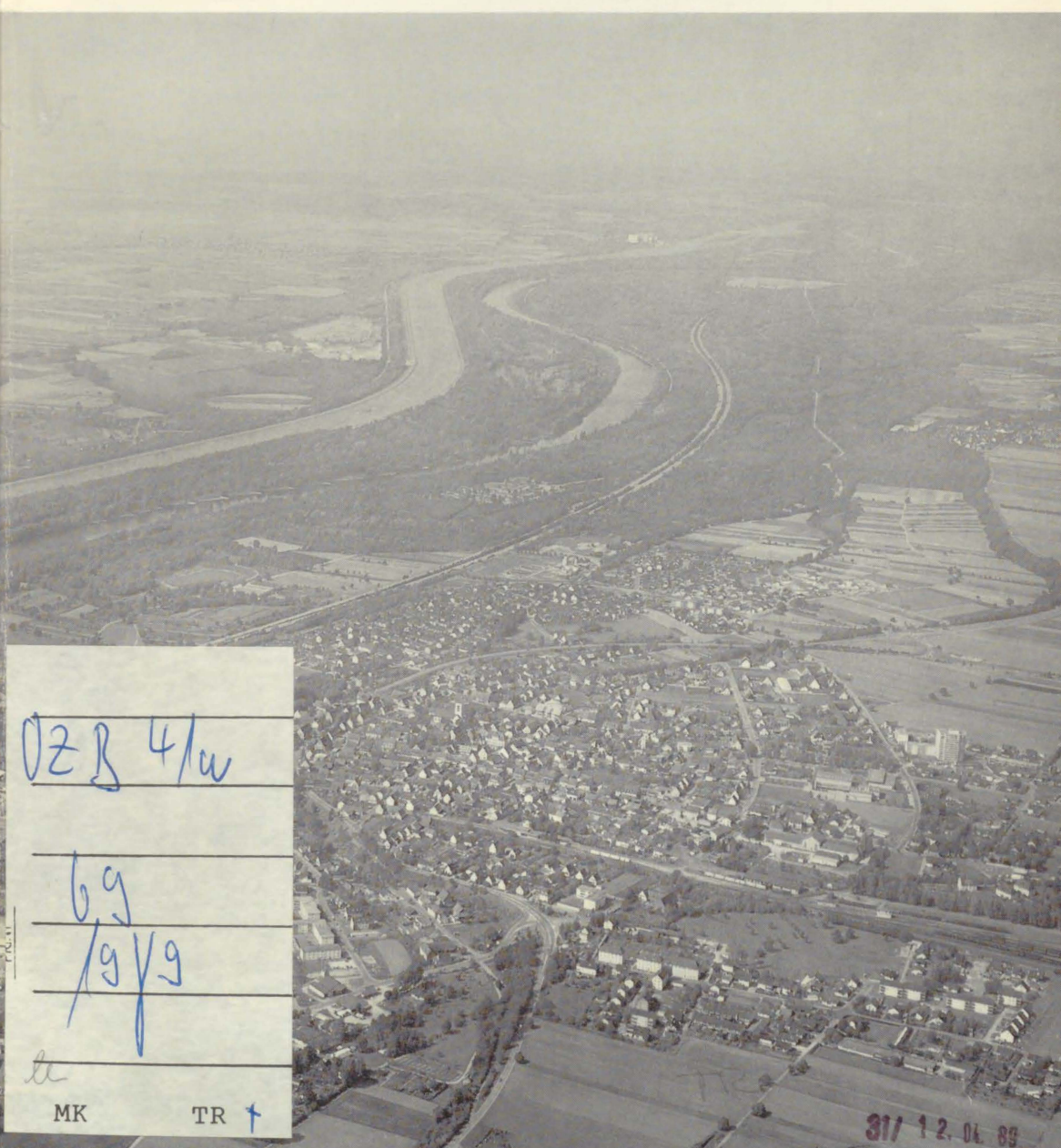
M 1459 F

Badische Heimat

1/1989

Zeitschrift für Landeskunde und Kultur,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

~~ST~~
~~DB~~
Hh



02 B 4/w

69
/9/9

te

MK TR †

31/ 12. 04. 89

Wir machen den Weg frei

Thema: Mehr Lebens- qualität

Besser leben heißt auch, spontane Wünsche und Ideen verwirklichen zu können. Dafür haben Sie bei uns Kredit. Wir beraten Sie vernünftig und entscheiden schnell. Damit Sie schon bald Ihr Leben genießen, wie Sie es sich wünschen.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Mehr als Geld und Zinsen

Badische Heimat

**Zeitschrift für Landeskunde und Kultur,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz**

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftführer: Heinrich Hauß, Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

69. Jahrgang

- | | |
|-------------------------------------|--|
| 1.0 Geschichte | 6.0 Heimattage |
| 2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Denkmäler | 7.0 Mundart |
| 2.1 Architektur | 8.0 Kirchen |
| 2.2 Malerei | 9.0 Persönlichkeiten |
| 2.3 Plastik | 10.0 Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine |
| 2.4 Ausgrabungen | 10.1 Museen |
| 2.5 Ausstellungen | 10.2 Geschichtsvereine |
| 2.6 Fotografie | 10.3 Bibliotheken |
| 2.7 Musik | 11.0 Vereinsnachrichten |
| 3.0 Literatur/Philosophie | 12.0 Texte |
| 4.0 Landschaft/Region/Orte | 12.1 Gedichte |
| 4.1 Landschaften | 12.2 Prosa |
| 4.2 Orte | 12.3 Aktuelle Positionen |
| 4.3 Stadt-/Dorfsanierung | 13.0 Editorial |
| 4.4 Raumplanung | 14.0 Literaturberichte/Buchbesprechungen |
| 5.0 Volkskunde/Regionalismus/Heimat | |
| 5.1 Volkskunde | |
| 5.2 Regionalismus/Heimat | |
| 5.3 Natur/Umwelt | |



1.1 Badische Geschichte

Das Ettlinger Schloß als Kulisse Napoleonischer Geschichte Hans Leopold Zollner, Ettlingen	1	29
Finanzierte die ersten Großfabriken Badens — Salomon von Haber Hans Leopold Zollner, Ettlingen	1	39
Stephanie Napoleon, 1789 — 1860 Leonhard Müller, Karlsruhe	1	45
„Wenn man ringsum den Kanonendonner hört“ — Tagebuch eines Soldaten des I. Weltkriegs Thomas Adam, Bruchsal	1	93
Die christliche Mission im Konflikt mit dem alemannischen Heidentum M. D. Lehmann, Zimmern-Bissingen	2	173
Keltisches Sprachgut in topographischen Namen Südbadens Kurt Bräutigam, Bad Krotzingen	1	111
Die Verdienste des Fürstbischofs Bernhard Galura von Brixen um die Schulbildung in Brixen und Freiburg Arnulf Kollautz, Eichstetten/Freiburg	1	103
Staatliche Vermögensverwaltung in Baden vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg Hansjörg Ehret, Tübingen	2	177
Unter Napoleon in Spanien Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Karl Franz von Holzling Ludwig Vögely	2	211
Baden und die Auswirkungen der Französischen Revolution Leonhard Müller, Karlsruhe	3	253
Jedes Land hat sein eigenes „1789“ Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	265
Die Reichsstädte Offenburg und Gengenbach und die ortenauschen Augustaufstände 1789 Franz X. Vollmer, Freiburg	3	297
Der Ortenauer Augustaufstand von 1789 in den Jugenderinnerungen eines badischen Achtundvierzigers Franz X. Vollmer, Freiburg	3	311
Der Vorderösterreichische Breisgau zur Zeit der Französischen Revolution Adolf Schmid, Freiburg	3	319
Die Französische Revolution von 1789 und die Emigranten im Bodenseegebiet Arnulf Moser, Konstanz	3	349
Mönchtum im Übergang — Die badischen Klöster zur Zeit der Französischen Revolution Johannes Werner, Elchesheim	3	363
Bischof auf der Flucht Jörg Sieger, Mannheim	3	377
„Ewiger Ruhm wächst selbst aus Verlusten Dir zu“ Der Benediktinermönch Basilius Meggle, die Französische Revolution und Napoleon Hermann Wiegand, Mannheim	3	387
Felix Anton Blau (1754 — 1798) Theologe, Aufklärer und Revolutionär aus Walldürn Peter Assion, Marburg/Walldürn	3	397
Ernst Ludwig Posselt (1763 — 1804) im Umbruch der Zeit Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer	3	415
Die Revolution in der Provinz: Lothringen und die Karlsruher Partnerstadt Nancy vor 200 Jahren Peter Pretsch, Karlsruhe	3	447

2.1 Architektur

Heft Seite

Die Bauernmühlen im Schwarzwald

Herbert Jüttemann, Karlsruhe 2 133

Ein vergessenes Kleinod — Kloster Seligental im Bauland

Rainer Kunze, Mannheim 1 67

Bürgerstolz vor Fürstenthronen — Die Bedeutung der Karlsburg Durlachs

Dr. Susanne Asche, Karlsruhe 2 197

2.2 Malerei

Der Karlsruher Maler Hermann Baur

Meinhold Lurz, Heidelberg 2 219

Augenblicke des Glücks

Markus Ewel, Freiburg 4 473

Dank an Hans Thoma

Karl Kurrus, Freiburg 4 482

Hans Thoma und Francis Grun

Peter Götz, Backnang 4 483

Realist und Poet der Malerei

Hans Leopold Zollner, Ettlingen 4 491

Verleihung des Hans-Thoma-Preises

Helmut Engler, Stuttgart 4 505

Zu Josua Leander Gampps 100. Geburtstag

Ulrich Reinhardt, Tuttlingen 4 511

Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann (1850—1913)

Ludwig Vögely, Karlsruhe 1 13

Mein Gutachtal — Erinnerungen an Wilhelm Hasemann

Ludwig Hasemann 1 26

Dr. Johann Thiel zum Gedächtnis

Adolf Schmid, Freiburg 4 591

2.3 Plastik

2.3.1 Kleindenkmale

Der Drache von Zuzenhausen — Besonderheiten an Kraichgauburgen

Rainer Kunze, Mannheim 1 73

Bildstockaktionen in Langenelz/Odenwald

Hans Slama, Langenelz 2 159

Das Dorfzeichen der Dreiergemeinde Marlen—Goldscheuer—Kittersburg

Erwin Dittler, Goldscheuer 2 161

Grenz- und Marksteine um Biberach

Gernot Kreutz, Offenburg 2 163

2.5 Ausstellungen

Die Max-Laenger-Ausstellung

Burghof Lörrach 3 460

2.6 Fotografie

Julius Allgeyer (1829—1900), Kupferstecher, Pionier der Photographie und Biograph Anselm Feuerbachs

Manfred Hildenbrand, Hofstetten 1 75

Zur Geschichte der Photographie	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Peter Assion, Walldürn/Marburg	4	609

2.7 Musik

Zum 75. Geburtstag von Franz Hirtler		
Franz Hirtler, Allensbach	4	599

3.0 Literatur

Ein Preis wird zur Besichtigung freigegeben. Zur Ausstellung und Dokumentation „Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936 — 1988“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	1	3
Franz Schneller		
Manfred Bosch, Rheinfelden	1	117
Franz Schnellers „Brevier einer Landschaft“ (1947) — „Das wahre Brevier Badens“		
„Freiburg im Breisgau“	2	224
„Versöhnung mit Karlsruhe“	2	228
„Markgräflerland“	2	231
Ludwig Finckh zum Gedächtnis		
Karl Götz, Stuttgart	4	544
Johann Peter Hebel: „Der Spaziergang an den See“		
Karl Foldenauer, Karlsruhe	4	547
Die neue Hebel-Ausgabe — Bericht aus der Werkstatt		
Adrian Braunbehrens, Heidelberg	4	559
Lina Kromer zu ihrem hundertsten Geburtstag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	565
Die Dichterin aus dem kleinen Wiesental — Hedwig Salm		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	579
Mehr als der Übersetzer von „Tausendundeine Nacht“ — Zum 100. Geburtstag des Orientalisten Gustav Weil		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	4	627

4.0 Landschaft/Region/Orte

Neuenburg am Rhein — eine Zähringergründung		
Winfried Studer, Neuenburg a. Rh.	1	53

5.0 Volkskunde/Regionalismus/Heimat

5.1 Volkskunde

Dr. Leopold Döbele — Pionier des Hotzenwaldes		
Peter Christian Müller, Bad Säckingen	4	583
Hans Christoph Schöll zum Gedenken		
Peter Götz, Backnang	2	145

8.0 Kirchen

Chronik der katholischen Kirche 1988/89		
Josef Dewald, Karlsruhe	4	651

Dr. Eberhard Knittel — Ehrenpräsident des Landesvereins „Badische Heimat“		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	235
Johann Peter Hebel-Gedenkplakette für Jean Dentinger		
Elmar Vogt, Hausen	2	238
Kultur wächst wie ein Baum — Die Dankesrede des Hebel Gedenkplaketenträgers		
Jean Dentinger	2	239
Hohe Ehrung für Frau Dr. Annemarie Heimann		
Walter Jung, Lörrach	3	459

10.0 Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine

Glanz und Niederlagen einer Stadt — Zu sehen im Museum der Stadtgeschichte, Stadtgeschichtliche Sammlungen im Alten Rathaus am Franziskanerplatz		
Bernhard Zilling, Freiburg	1	61
Das Heimatmuseum in Untergrombach		
Dietmar Konanz/Josef Lindenfelser, Bruchsal-Untergrombach	2	183
Museen und museale Einrichtungen in Münstertal i. Schw.		
Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg	2	191

10.3 Bibliotheken

Historische Fracht aus 11 Jahrhunderten, Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt		
Hans Heid, Rastatt	4	519

11.0 Vereinsnachrichten

Liebe Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	131
80 Jahre Landesverein „Badische Heimat“		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	247
Ortsgruppe Schwetzingen: In der Region manchen Akzent gesetzt		
Karl Wörn, Schwetzingen	2	233
Der Landesverein dankt		
.....	1	113
.....	4	636

12.0 Texte

12.1 Gedichte

Werte Mutter Erde		
Jean Dentinger	2	157
Dank an Hans Thoma		
Karl Kurrus	4	482
Wiehnachtsrose		
Lina Kromer	4	534
An Bruder Namenlos		
Lina Kromer	4	590
Ewigi Froge		
Lina Kromer	4	498

Dr Blau isch gstande	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Lina Kromer	4	608
Fremd in der Heimat		
Lina Kromer	4	650

12.2 Prosa

Varnhagen von Ense über Stefanie Napoleon	1	50
Mein Gutachtal. Erinnerungen an Wilhelm Hasemann		
W. Wiedemann, Lahr-Dinglingen	1	27
Erinnerungen an Wilhelm Hasemann		
Alfred Auerbach. Freiburg im Breisgau	1	26
J. P. Hebel, Der Spaziergang an den See	4	555
Hans Thoma, Reden in der Badischen Ständekammer	4	493

14.0 Buchbesprechungen	1	120
.....	2	241
.....	3	463
.....	4	665

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffent. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Ein Preis wird zur Besichtigung freigegeben Zur Ausstellung und Dokumentation „Der Johann Peter Hebel-Preis 1936 — 1988“ <i>Heinrich Hauß, Karlsruhe</i> 3	Ein vergessenes Kleinod — Kloster Seligental im Bauland <i>Rainer Kunze, Mannheim</i> 67
Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann (1850 — 1913) <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i> 13	Der Drache von Zuzenhausen — Besonderheiten an Kraichgauburgen <i>Rainer Kunze, Mannheim</i> 73
Erinnerungen an Wilhelm Hasemann 26	Julius Allgeyer (1829 — 1900) Kupferstecher, Pionier der Photographie und Biograph Anselm Feuerbachs <i>Manfred Hildenbrand, Hofstetten</i> 75
Mein Gutachtal — Erinnerungen an Wilhelm Hasemann 27	„Wenn man ringsum den Kanonendonner hört . . .“ Tagebuch eines badischen Soldaten des I. Weltkrieges <i>Thomas Adam, Bruchsal</i> 93
Das Ettlinger Schloß als Kulisse Napoleoni- scher Geschichte In seinen Mauern nahm der Franzosen- kaiser zweimal Quartier <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i> 29	Die Verdienste des Fürstbischofs Bernhard Galura von Brixen um die Schulbildung der Jugend in Brixen und Freiburg <i>Arnulf Kollautz, Eichstetten/Freiburg</i> 103
Finanzierte die ersten Großfabriken Badens Zum 150. Todestag des Hofbankiers Salomon von Haber <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i> 39	Keltisches Sprachgut in topographischen Namen Südbadens <i>Kurt Bräutigam, Freiburg</i> 111
Stephanie Napoleon, 1789 — 1860, Großherzogin von Baden <i>Leonhard Müller, Karlsruhe</i> 45	Der Landesverein dankt 113
Varnhagen von Ense über Stephanie Napoleon 50	Deutscher Heimatbund zum Jahreswechsel . . 114
Neuenburg am Rhein, eine Zähringergründung <i>Winfried Studer, Neuenburg am Rhein</i> 53	Franz Schneller (1889 — 1989) Kalenderblatt auf einen Hundertjährigen <i>Manfred Bosch, Rheinfelden</i> 117
Glanz und Niederlagen einer Stadt — Zu sehen im Museum der Stadtgeschichte, Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Alten Rathaus am Franziskanerplatz <i>Bernhard Zilling, Freiburg</i> 61	Buchbesprechungen 120

Ein Preis wird zur Besichtigung freigegeben

Zur Ausstellung und Dokumentation
„Der Johann Peter Hebel-Preis 1936 — 1988“

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Eine Ausstellung und ein Katalog, ein Katalog und eine Ausstellung

Im Oberrheinischen Dichtermuseum in Karlsruhe fand vom 3. Dezember 1988 bis zum 29. Januar 1989 die Ausstellung „Der Johann Peter Hebel-Preis — 1936-1988“ statt. Sie soll als Wanderausstellung zunächst nach **Lörrach** (Mai 89), dann nach **Basel** (wohl im Spätjahr) gehen. **Konstanz**, **Gaienhofen**, **Biberach** und **Gaggenau** sind als weitere Orte für die Ausstellung im Gespräch. Karlsruhe war als erster Ausstellungsort wohl die rechte Wahl, verbrachte Hebel hier doch 35 Jahre „in langer Fremde, dem Wort vertrauend, selig im Schein der Heimat“⁽¹⁾. Manfred Bosch hat zu dieser Ausstellung die 376 Seiten starke Dokumentation bearbeitet. Ausstellung und Dokumentation voraus ging das Heft 13 (Mai 1986) der Zeitschrift „Allmende“ — „Hebel zu Ehren“ mit einer Dokumentation „50 Jahre Hebel-Preis“. Der Konstanzer Germanist Klaus Oettinger hat dort unter dem Titel „Staatspreis für eine Provinz“ bereits eine „Kleine Chronik des Johann Peter Hebel-Preises“ versucht.

Es ist schwierig, Literatur, besonders wenn sie über den einzelnen Schriftsteller hinausgeht, zu veranschaulichen, noch schwieriger ist es, einen Preis, eine Preisgeschichte, Phasen einer Preisgeschichte zur Anschauung zu bringen. Dies kann denn auch in einer Ausstellung nicht gezeigt werden; Beatrice Steiner hat deshalb zurecht in einem der Vorworte zu Ausstellung und Dokumentation geschrieben: „Ein Katalog ist, so glaube ich, das Kernstück einer Ausstellung“⁽²⁾. Dies gilt um-

so mehr für eine Ausstellung, die einer Preisgeschichte in Porträts von 50 Jahren (in den Jahren 1944 und 1945 wurde der Preis nicht vergeben) gewidmet ist. Das großformatige Bild eines Schriftstellers, einige Bücher, vielleicht ein Manuskript ergeben in der Tat noch keine Anschauung. So ist eigentlich die Ausstellung um des Katalogs willen da, der Katalog aber um des Nachdenkens willen. Das Nachdenken am Leitseil des Katalogs allerdings hat es in sich. Zunächst mag es dem Betrachter und Leser ähnlich gehen wie dem Jüngling auf der Brücke in Hebels Erzählung „Der fromme Rat“: Vor welchem „Sanctissimum“ soll er sein Knie beugen? „Der geneigte Leser fängt an schon etwas zu merken“. Vor allem merkt er: Er wird Arbeit haben und ein Summa Summarum zu ziehen wird ihm gar nicht leicht fallen. Kein Wunder also, daß das an Stirn und Nasenlinie abgeschnittene Hebelbildnis nach dem Kupferstich von J. J. Lips auf der Titelseite des Katalogs so schelmisch auf das Unternehmen blickt — oder sieht es nur so aus?

II. Worauf will das Augenmerk gerichtet sein?

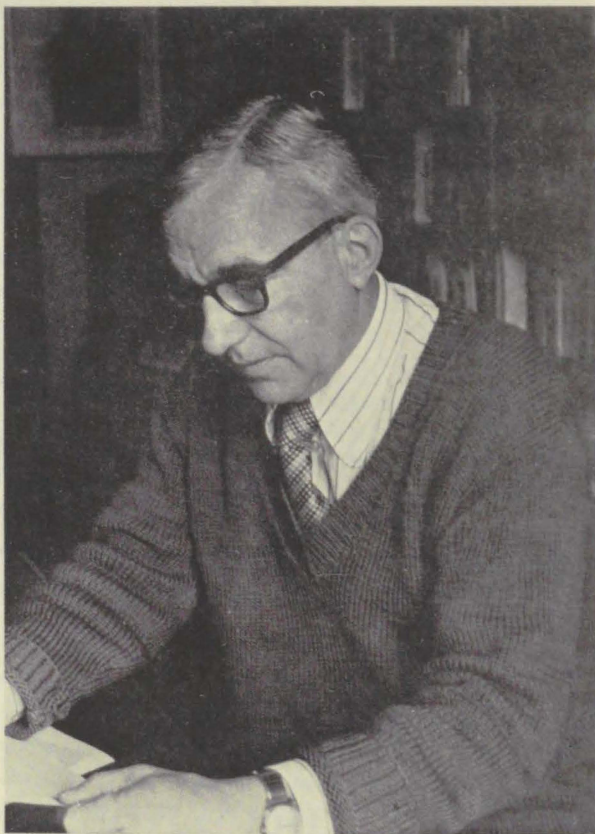
Was will die Ausstellung, was will die Dokumentation? Der 50. Geburtstag des Preises ist sicher ein zeitlicher Anlaß der Ausstellung, besonders da es sich bei dem Hebel-Preis um einen der ältesten Literaturpreise im deutschsprachigen Raum handelt. Das „Besondere“ des Preises — er greift über Landes- und Staatsgrenzen hinaus — und das „Liebenswürdige“ — der Preis wird in Hausen verliehen³⁾, mag ein weiterer Grund sein, Preis und

Preisträger eine Ausstellung zu widmen. Der heutigen Mentalität entsprechend, wird die Ausstellung sich aber weniger als eine Hommage, sondern vielmehr als eine kritische Sichtung mit Blick auf die Zukunft des Preises verstehen. Ein Preis wird zur Besichtigung freigegeben. Was dabei jenseits der vorgestellten Autoren zum Vorschein kommt, sind vor allem preispolitische und kulturpolitische Fragen. In diese Richtung weisen auch die Aufsätze von Klaus Oettinger, Egbert-Hans Müller und Matthias Spranger im Vorfeld

der Ausstellung (alle Aufsätze in „Allmende“ 13/86), aber auch die „Einführung in fünfzig Jahre Preisgeschichte“ von Manfred Bosch im Katalog. Da geht es um Fragen nach dem Verhältnis des Landes Baden-Württemberg zur „Provinz“, der „Provinz“ zur Preis- und Kulturpolitik des Landes, dem „Import an Preisträgern“ und den „kulturellen Bedürfnissen der Einheimischen“, dem „sich selbst genügenden literarischen Selbstbewußtsein“ und der (fehlenden) Vermittlung vor Ort⁴). Man sieht leicht ein, daß das, worauf es an-

KURT MARTI

gäbs hinde
 de haer
 de hut
 em hini
 gäbs
 no meh
 wede haer
 ode hult
 ode hinni
 gäbs
 es panorakua
 vo augscht
 e sint flaut
 us freid
 gäbs
 e tag
 ohni rahe
 e nadt
 ohni morge
 gäbs
 e schpach
 und die wäri
 so schtanch
 und so frei
 dass
 sedt niemer
 getrovit
 se z'rede



kommt, jenseits der Möglichkeiten einer Ausstellung liegt. Dem Kalendermann Hebel ähnlich, gibt der Chronist Manfred Bosch aber „Reichenschaft über alles, was er tut und unterläßt.“ So hat er denn am Ende seines vorzüglichen Einführungsvortrages zur Eröffnung der Ausstellung in Karlsruhe einige Hinweise zum gewinnbringenden Umgang mit Ausstellung und Dokumentation gegeben. Worauf will das Augenmerk gerichtet sein? „Entsteht wenigstens im Ansatz ein Bild von den Brüchen und Widersprüchen der

Preisgeschichte einerseits, von den Kontinuitäten andererseits? Wird der Zeithintergrund genügend deutlich? Wurde verstanden, die Bezüge des einzelnen Preisträgers zu Hebel zu verdeutlichen, ohne sie dort erklügeln zu wollen, wo es sie nicht gibt? Geht von jedem Preisträger ein Teil in das ein, was man eine genuine Preisgeschichte nennen könnte? Und, auch das: lassen sich der Darstellung in der Ausstellung und im Begleitbuch Anregungen und Anstöße entnehmen? Lösen sie etwas von der Chance ein, Vergessenes heraufzu-

Gestaltung einer Seite der Dokumentation (Seiten 266, 267)

Träger des Hebelpreises 1972

- 1921 31. 1. geboren in Bern als 2. Sohn eines selbständigen Notars
- 1940 Matura
- 1940/41 Zwei Semester Jurastudium
- 1942 Studium der Theologie in Bern und Basel (hier bei Karl Barth)
- 1947/48 In Paris im Ökumenischen Dienst
- 1949–1960 Pfarrer in Leimiswil und Niederlenz
- 1957 Lyrikpreis von Radio Basel
- 1959 Buchpreis des Kantons Bern
- 1961–1983 Pfarrer an der Berner Nydegkirche
- 1962, 1966 Buchpreise des Kantons Bern
- 1967 Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung
- 1972 Ablehnung als Lehrbeauftragter der Theologischen Fakultät der Universität Bern. Hebelpreis; Großer Literaturpreis des Kantons Bern
- 1977 Dr. h. c. der Theologischen Fakultät der Universität Bern
- 1981 Literaturpreis der Stadt Bern
- 1982 Literaturpreis des Deutschen Verbandes evangel. Büchereien

KURT MARTI:

Zuerst hatte ich gar nicht das Bedürfnis zu schreiben. Ich hatte es eigentlich erst, nachdem ich ungefähr sieben, acht Jahre im Pfarramt war, und da merkte ich, daß man durch das Pfarramt, wo man doch sehr viel sprechen und deshalb auch schreiben, sich schriftlich vorbereiten muß, daß man da in einen gewissen Sprachnotstand hinein gerät, das heißt, daß man sich festlegt auf ein bestimmtes Sprachverhalten, das einerseits durch die Tradition vorgeschrieben ist, das andererseits sich einfach einstellt, wenn man immer wieder wiederholend ähnliche Dinge macht, und daß dadurch einfach bestimmte Dinge, die ich sagen möchte, auch vom Beruf her, aber auch als Mensch, gar nicht mehr gesagt werden können. Und deshalb suchte ich da eine Ergänzung zu dem, was ich sprachlich als Pfarrer mache und begann eben zu schreiben.

Aus: Gerhard W. Baur, Hans-Rüdiger Fluck (Hrsg.), *Warum im Dialekt? Interviews mit zeitgenössischen Autoren.* Bern/München: Francke 1976, Seite 112

KURT MARTI:

Es kommt darauf an, mich zum Schreiben zu bringen. Wie das geschieht, ist egal. Was ich fürs erste schreibe, ist nicht von Belang. Sofort streiche und ändere ich nämlich, was ich geschrieben habe, stelle die Sätze um, entwerfe neue dazu und komme so, schreibend und das Geschriebene verändernd, auf neue Gedanken, auf andere Wörter, auf unerwartete Sätze, so daß man sagen kann: Der Vorgang des Schreibens löst Denkprozesse aus, die ohne den Vorgang des Schreibens nie ausgelöst werden können. Gedanken, die ich vorher hatte, erweisen sich plötzlich als falsch aus dem einzigen Grund, daß sie keinen oder nur einen schlaffen und unzulänglichen Satz erlauben. Schreibend werde ich so auf neue Geleise des Denkens rangiert und komme dann an ein Ziel, wohin ich nicht wollte, um dort zu entdecken, daß ich am richtigen Ziel bin.

Kurt Marti, *Grenzverkehr. Ein Christ im Umgang mit Kultur, Literatur und Kunst.* Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 1976

Kurt Marti.

holen, Bekanntes neu sehen zu lassen, zu wenig bekannte Preisträgerinnen und Preisträger wieder etwas ins Gespräch zu bringen?“⁵) So viel ist sicher: Die meisten Fragen lassen sich nur durch die Lektüre des Begleitbuchs beantworten.

III. Der Hebel-Preis — ein sensibler Preis

Ausstellungen, Dokumentationen haben nur dann einen Sinn, wenn sie Wirkungen zeitigen. Die Wirkungen dürfen durchaus vielfältiger Natur sein. So werden an den Betrachter

der Ausstellung bzw. an den Leser des Begleitbuchs nicht geringe Anforderungen gestellt. Denn die Dokumentation der fünfzigjährigen Preisgeschichte wird nur dann zur fruchtbaren Reflexion, wenn sich der Betrachter bzw. Leser auf die Fragen überhaupt einläßt, die die Dokumentation gewissermaßen „wortlos“ — durch Nebeneinanderstellen von Texten — aufwirft. Zum Beispiel: Interessant ist es, der Frage nachzugehen, welches Verhältnis der jeweilige Preisträger zu Hebel hat oder hatte. Wichtiger scheint mit die Fra-

Gestaltung einer Seite der Dokumentation (Seiten 312, 313)

MARIA MENZ

Um vollendete Innerlichkeit — das Meine ist nur Vorfeld, Vergeistigung, darunter stelle ich mir den vorbehaltlosen Aufbruch zur Wahrheit vor; Wahrheit hier gemeint: Gott. Ich bin von der Kraft, Freiheit und Tiefe wirklichen geistigen Lebens ebenso geschieden wie die neugeborenen, noch blinden Katzen vom Tag: ichverklebt. Sonst wäre alles einfacher.

Zitiert nach Maria Menz, *Innenwelt*. Gedichte. München: Hueber 1968, Seite 5

312



ge, ob sich in den letzten zwanzig Jahren der Preisgeschichte ein literarisch relevantes, literarisch produktives Hebelbild herauskristallisiert hat. Der Hebel-Preis ist ein sensibler Preis, weil Hebel im Gegensatz zu anderen Dichtern, von denen sich ein Preis herleitet, eine ausgesprochen lokale und regionale Gemeinde hinter sich hat und auch weil der Preis untrennbar „vom Ort seiner Verleihung: Hausen im Wiesental“⁶⁾ ist. So scheint vom Konsens einer zeitgenössischen Einschätzung Hebels als dem Patron des Preises alles abzu-

hängen: das labile Gleichgewicht zwischen schriftstellerischer Produktivität und Sensibilität der Leser, „kulturellen Bedürfnissen der Leser“⁷⁾ und diese Bedürfnisse bewußt übersteigende Literatur. Hat man sich daran gewöhnt, Hebel so zu sehen, wie ihn in stetiger Weiterentwicklung Robert Minder, Claude Vigée, Peter Bichsel, neuerdings auch Michael Köhlmaier sehen, dann ließe sich ein Konsens wohl leicht herstellen. Auch das Verständnis für die „Bemühung um eine zeitgenössische Profilierung“⁸⁾ und damit Entre-

Trägerin des Hebelpreises 1982

- 1903 19. 6. geboren in Oberessendorf als älteste Tochter eines Landwirts
- 1910 Volksschule. Erste Gedichte als 14jährige
- 1918 Ein pädagogisches Studium scheidet an den Zeitverhältnissen. Stattdessen Mädchen-Internat in Rottenburg
- 1925 Ausbildung zur Krankenschwester; anschließend Tätigkeit u. a. in Stuttgart, Berlin, Leipzig und Wangen/Allgäu
- 1942 Aufgabe des Berufs aus gesundheitlichen Gründen; Rückkehr nach Oberessendorf. Mithilfe auf dem elterlichen Hof. Erste Gedichtveröffentlichungen und Kurzgeschichten in der Tagespresse
- 1967 Erste öffentliche Lesung vor dem Literarischen Forum Oberschwaben. In der Folge erscheinen die beiden ersten Gedichtbände
- 1982 Hebelpreis; Droste-Preis der Stadt Meersburg (zusammen mit Dorothee Sölle)
- 1983 Verleihung des Päpstlichen Ordens Pro Ecclesia

Maria Menz

Für eine Sendung ihrer Johannes-Sonette im Süddeutschen Rundfunk, vorgestellt und eingeführt von Otto Heuschele, verfaßte Maria Menz die folgende biographische Notiz:

Im Alter von zehn, zwölf Jahren begann ich Gedichte zu schreiben. Etwas später unternahm ich den Versuch eines kindlichen Romans, es wurde nicht mehr als ein Anfang. Ich schrieb weiterhin durch all die folgenden Jahre, ganz führungslos, in der Jugend einmal ermuntert durch die Schriftstellerin Maria Domanig, je und je von Erlebnissen und Spannungen gedrängt, Reim und Prosa.

Der Hunger nach Welt führte mich 1925 in den Krankenpflegeberuf. [. . .] Der Zwang der Verhältnisse – Krieg und geminderte Leistungsfähigkeit – führte mich 1942 wieder zurück in die Heimat, in die ländliche Abgeschlossenheit . . .

Hier schreibe ich, soweit mir mein Lebenskreis Ideen vermittelt und, streng genommen, immer noch führungslos. Das Mundartliche ist ein für

mich neues Gebiet, bis vor wenigen Jahren schrieb ich ausschließlich in der hochdeutschen Sprache.

Nach dem Sendemanuskript, Sendung am 24. 6. 1960

Im Sommer 1963 hatte sich Maria Menz an den Ravensburger Schriftsteller Josef W. Janker gewandt, von dessen Auftritt vor der Gruppe 47 in Saulgau sie gelesen hatte. Mit dem Hinweis, unter gleichen Voraussetzungen zu schreiben wie Janker – »volksbürtig, nicht akademisch gebildet« – bat Maria Menz um die Möglichkeit, »eine Probe meiner Arbeitsversuche an die rechte Stelle hinzusteuern, so dass ich von einem dieser Herren erfahren könnte, wo ich jetzt stehe. Es ist mir sehr ernst um meine Arbeit. Keineswegs meine ich, mich diesem Kreis nähern zu können, dazu liegt mir die moderne Lyrik viel zu fern; aber sagen könnte man mir doch, was meine Erzeugnisse wert sind.«

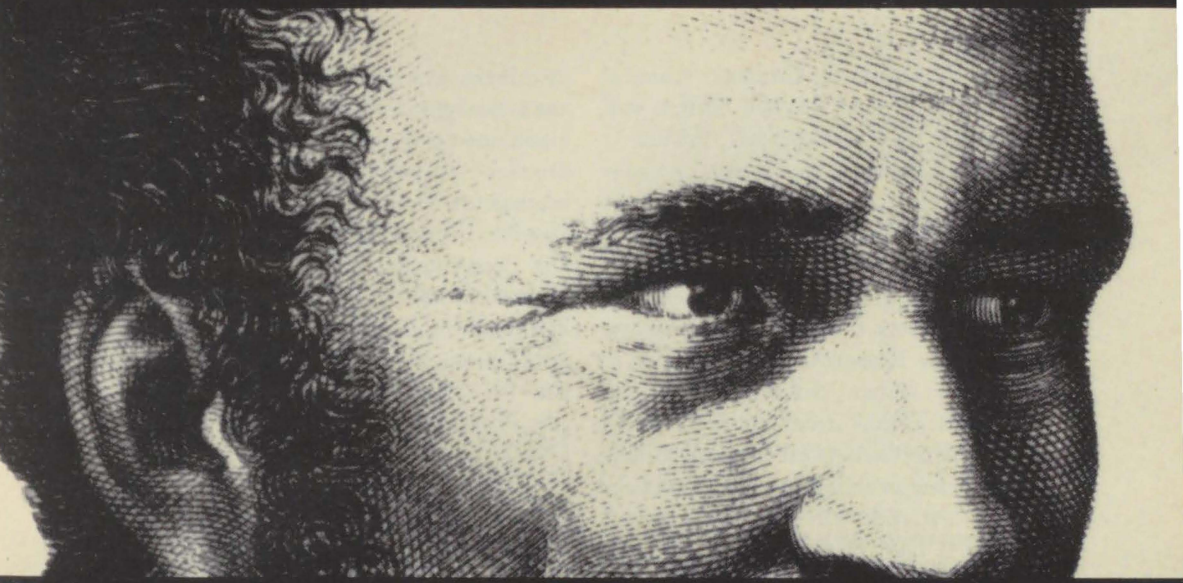
Auf Jankers Brief und Beurteilung ihrer Gedichte antwortete die Autorin:

gionalisierung des Preises seit den 70er Jahren könnte davon profitieren. Die Dokumentation, die als Aufforderung, Bezüge zwischen den Statements herzustellen, gelesen werden sollte, gibt in dieser Hinsicht interessante und nachdenkswerte Perspektiven frei. So meinte zum Beispiel noch 1969 die Preisträgerin Gertrud Fussenegger in ihrer Dankansprache⁹⁾, Hebel in die gefährliche Abseitigkeit des „einfachen Mannes“ aus dem Volke im Gegensatz zu den „subjektiven Hervorbringungen“ und den „hochgezüchteten Bewußtseinsstand der Klassik und Romantik“ bringen zu sollen. Und dies nach den Aufsätzen von Minder in den Jahren 1966 und 1968¹⁰⁾. Eine solche Sicht hätte schon damals als erledigt gelten sollen. Dies umso mehr als — ironischerweise — die Dichter der Romantik gerade jenes Volk und seine Einfachheit als Mythos erst erfunden haben, auf das sich bis auf den heutigen Tag viele immer noch meinen berufen zu sollen. Der unglückselige und unfruchtbare Kontrast von „Einfachheit“ und „hochgezüchtetem Bewußtsein“ lebt bis heute in Variationen vom „Mann des Volkes“¹¹⁾ und „akademisch gebildeten Dichtern und Schriftstellern“, Provinz und Hochliteratur fort. Man sollte es bei dieser Frage mit Rilkes Einschätzung des Verhältnisses von Dialekt und Dichtung halten: „Nicht daß Hebel im Dialekt gedichtet hat, sondern daß der Dialekt in ihm dichterisch geworden ist, ist das Entscheidende“¹²⁾. Auch die sogenannte „regionale Literatur“ oder Literatur der Region bezieht ihre Qualität nicht in erster Linie von der Heimat als Gegenstand oder gar aus einer bestimmten ritualisierten Begrifflichkeit, sondern von der literarischen Qualität. Sie ist zugegebenermaßen schwer bestimmbar, da innovativ. Bei Preisen, die sich als literarische Preise verstehen, kann so wohl kein Weg an der literarischen Qualität vorbeiführen. Das wäre bei einem anderen Preis auch nicht strittig. Der Hebelpreis macht hier eine Ausnahme, weil es hier traditionsgeprägte Erwartungshaltungen gibt, — der Ort der Verleihung, — Hausen, ist ein Symbol dafür —,

die moderne Literatur nicht befriedigen kann noch will. Studieren kann man dies an Marie Luise Kaschnitz' „Beschreibung eines Dorfes“. „Die vertraute Ordnung der dörflichen Herkunftswelt und Kindheitswelt“ sperrt sich „gegen den erzählerischen Zugriff.“ „Was bleibt, ist allein noch die Darlegung von literarischer Absicht und Programmatik, eine Poetik des bloßen Entwurfs“¹³⁾. Schon bei Hebel ist Heimat nichts Selbstgenügsames. Denn „auf nichts anderes als diese Geltung der Provinz in einem Größeren“ zielt auch die Dichtung Hebels, der „der Welt von der Heimat und der Heimat von der Welt erzählt“¹⁴⁾. Nach Bosch ist der Köhlmaierschen Formel in der heutigen Anwendung hinzuzufügen, „daß es der Heimat heute zweifellos mehr von der Welt“ zu erzählen gibt als umgekehrt¹⁵⁾.

IV. Die Sprache des Preises verstehen

Mit Heimat ist es eine eigentümliche Sache. Meist bleibt sie in den Köpfen sich selbst überlassen. Oft lebt sie — biographisch verständlich — von der Erinnerung. Aber gerade sie stemmt sich gegen Veränderung. Eine sich entwickelnde Kultur des Heimatverständnisses des einzelnen scheint es deshalb nur selten zu geben. Auffällig ist immerhin — und hier ist die Linie über die Dokumentation hinauszuziehen — wie wenig der Hebelpreis und die mit ihm Ausgezeichneten in den Jahren seit 1970 auf die „Verbraucher“ und heimatorientierten Produzenten verändernd eingewirkt haben. Wer von den Heimatfreunden, rezipierender oder produktiver Art, orientiert sich schon an Ausdrucksmodellen einer Marie Luise Kaschnitz (Preisträgerin von 1970), eines Kurt Marti (Preisträger von 1972), eines Andre Weckmann (Preisträger von 1976), einer Maria Menz (Preisträgerin von 1972) oder eines Peter Bichsel (Preisträger von 1986)? Und doch entspräche die produktive Rückbindung des Preises an die Hebel- und Heimatfreundegemeinde dem Altmeister Hebel selbst, der, folgen wir der Hausenstein-



DER JOHANN PETER HEBEL-PREIS 1936–1988

Titelbild der Dokumentation „Der Johann Peter Hebel-Preis 1936–1988“

schen Deutung, eines vor allem wollte. „Er wollte nützen, mit Behagen zwar, mit schreibseligem Behagen, aber nützen, nützen“¹⁶). Das Problem, das Klaus Oettinger in

dem schon erwähnten Heft der „Allmende“ sehr scharf für die heutige und zukünftige Situation des Hebelpreises herausgearbeitet hat, wäre keines, gäbe es diese rezeptive und

produktive Rückbindung. Oettinger schreibt: „Man wird auch nicht leugnen dürfen, daß sein Ansehen als Literaturpreis landesweit und über die Landesgrenzen hinaus gewachsen ist. Andererseits kann die Gefahr nicht ignoriert werden, daß im Zuge dieser Beruhigung (der Preis ist aus den Schlagzeilen des öffentlichen Ärgernisses verschwunden) das Streitgespräch über die authentische Selbstdarstellung der Region in der Literatur . . . verstummt, die Gefahr, daß die Literatur der Provinz aus der Konkurrenz mit der Hochliteratur entlassen, sich selbst ins Ghetto heimatmüdelnden Einverständnisses zurückzieht und damit erst recht zur „Provinzliteratur“ degeneriert¹⁷⁾. Die „Provinz“, wenn sie denn eine wäre, muß sich in ein Verhältnis zum Hebelpreis setzen, und sie ist umso weniger Provinz als ihr das rezeptiv und produktiv gelingt. Völlig ungereimt ist, daß die Rückbindung in dem Moment ausblieb, wo Heimat und Region einen neuen Stellenwert erhalten haben, und die literarische Aufwertung die politische Aufwertung der Region entweder erst möglich machte oder doch verstärkte. Manfred Bosch spricht am Ende seiner „Einführung in 50 Jahre Preisgeschichte“ eine andere Art von Rückbindung des Preises an.“ „Und so, wie Hebels Dichtung jedem etwas gibt und keinen ausschließt, hätte sich der nach ihm (Hebel) benannte Preis immer wieder an „Hausen“ auszuweisen, sich selbstkritisch auf die Provinz zurückzubeziehen — nicht um in falscher Einschätzung oder sich anbietender Anmaßung ihre Sprache zu sprechen, wohl aber um zu sehen, ob und wie die Sprache dieses Preises und seiner Träger dort verstanden wird, wie sich die Sprache der Provinz aufnehmen und literarisch reflektieren läßt“¹⁸⁾. Wohlgemerkt, Bosch spricht von Sprache, Sprache des Preises, Sprache der Preisträger, Sprache der Provinz, nicht von „volkstümlichen Inhalten“, die sich gegenwärtigem Denken und Sprechen von vornherein für entbunden halten. Wie mir scheint, ist Bosch im Gegensatz zu Oettinger in liebenswerter Weise geneigt, die „Beweislast“

dem Preis, dem Preisträger, den Preisrichtern zuzuschieben. Damit ist zunächst die Problematik aus der Provinz draußen. Aber, ist sie draußen? Ausstellung und Dokumentation machen die Spannung zwischen Preis und Provinz, Provinz und Preis erst recht fühlbar. Die Perspektiven, die Oettinger und Bosch entwickelt haben, machen eines klar: an Rückbindung fehlt es an beiden Seiten. Matthias Spranger rettet sich in seinem Aufsatz von 1978 über alle Spannungen hinweg in „die Projektion einer utopischen Einheit von Dichter und Volk“¹⁹⁾, die bei jeder Preisverleihung neu am Horizont Hausens auftaucht. Es hätte den Rahmen der Ausstellung und der Dokumentation gesprengt, hätte man die Spannung mit Texten belegen wollen. Interessant und lehrreich wäre es allerdings gewesen. Auch im Sinne Hebels und im Sinne der Beantwortung der Frage nach der Deutlichkeit auch des gegenwärtigen Zeithintergrundes der Ausstellung. So aber bleibt es dem Leser überlassen, diesen Fragen nachzugehen. Mit dem Preis steht mehr zur Diskussion als nur ein Preis, eine Preisgeschichte, eine Preispolitik. Was zur Diskussion steht, ist das von Traditionen geprägte Selbstverständnis einer Region, das sich bestätigt sehen möchte, und die kritische Sensibilität literarischer Erfahrungs- und Ausdrucksformen, die meist von außen kommt. Warum nimmt man Anstoß an der „Entregionalisierung“ des Preises? Vielleicht sollte man sich an Fontanes Einsicht erinnern: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat haben“ (Wanderungen durch die Mark Brandenburg).

Daß die Spannung mit jeder neuen Hebel-Preisverleihung immer wieder zur Diskussion steht, ist eigentlich ein Glücksfall. Denn die Besonderheit des Hebel-Preises besteht vielleicht gerade darin, diese Spannung im Sinne der Sprangerschen „Projektion der utopischen Einheit von Dichter und Volk“ zu Nutz und Frommen der „Provinz“ aufrecht zu erhalten. So sollte die „in absehbarer Zeit fällige Debatte zum künftigen Kurs des Hebel-Preises“²⁰⁾ diese Spannung nicht eliminieren. Der

Johann Peter Hebel schaut noch immer schelmisch vom Titelblatt der Dokumentation. Also gibt er zu denken. Etwas anderes ist von ihm auch nicht zu erwarten.

Anmerkungen

1) Nikolaus Cybinski, Epitaph für J. P. H. in: „Allmende“ 13/Mai 1986, S. 32

2) Der Johann Peter Hebel-Preis 1936-1988, S. VII

3) Prof. Dr. Helmut Engler, Zum Geleit a. a. O. S. VI

4) Manfred Bosch, Der Johann Peter Hebel-Preis. Eine Einführung in 50 Jahre Preisgeschichte. A. a. O. S. XXII.

5) Manfred Bosch, Einführungsvortrag zur Eröffnung der Ausstellung „Der Johann Peter Hebel-Preis 1936-1988“ am 3. 12. 1988, Manuskript

6) Matthias Spranger, a. a. O. S. 353.

7) Manfred Bosch a. a. O. S. XXII

8) Manfred Bosch a. a. O. S. XXI

9) Gertrud Fussenegger, Dankrede, a. a. O. S. 249

10) Robert Minder, Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur, 1966

11) A. a. O. Dokument 11, a. a. O. S. 348

12) A. a. O. S. 206

13) Manfred Bosch a. a. O. S. XX

14) Michael Köhlmeier, a. a. O. S. 338

15) Manfred Bosch a. a. O. S. XXIII

16) Wilhelm Hausenstein a. a. O. S. 105

17) Klaus Oettinger, Staatspreis für ein Provinz, „Allmende“ 13, 1986 S. 19

18) Manfred Bosch a. a. O. S. XXIII

19) Matthias Spranger, Dokument 16.

a. a. O. S. 353

20) Klaus Oettinger, „Allmende“ 16/1986, S. 19

„Der Johann Peter Hebel-Preis 1936-1988“

44 Porträts zur Literatur im alemannischen Raum. Eine Dokumentation von Manfred Bosch. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg herausgegeben vom Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe. Mit über 200 Abbildungen und Dokumenten. XXVI + 376 Seiten, engl. Broschur, Büttenumschlag. DM 45,00
Waldkircher Verlag ISBN 3-87-885-170-7



Der Schwarzwaldmaler

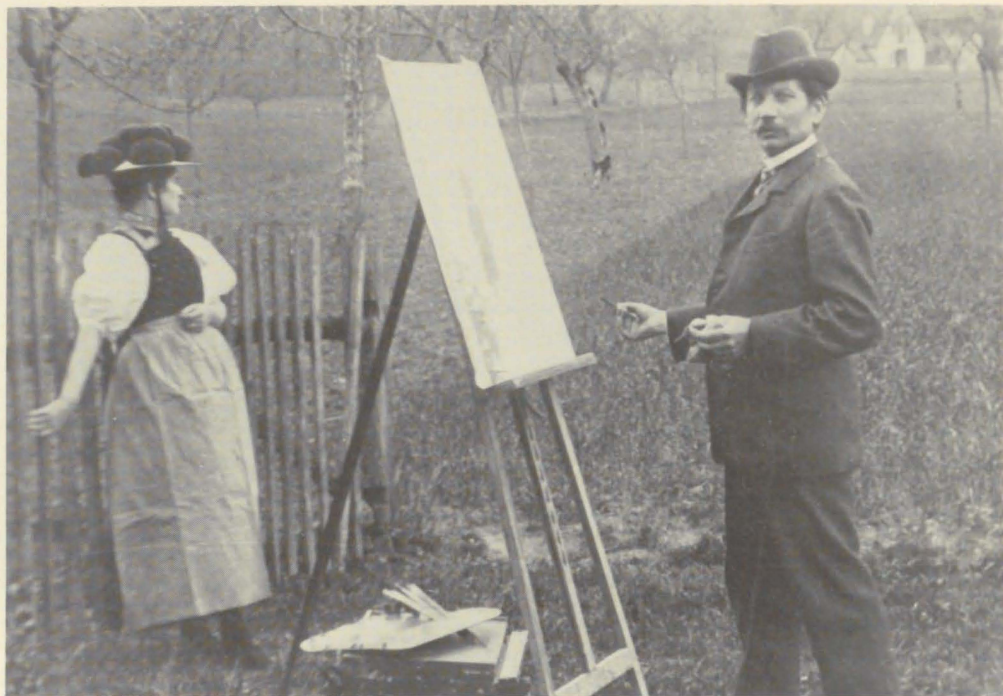
Wilhelm Hasemann (1850—1913)

Ludwig Vögely, Karlsruhe

1913, also vor etwas mehr als 75 Jahren ist der Maler Wilhelm Hasemann in Gutach gestorben. Die Gemeinde Gutach gedachte im Dezember 1988 ihres Ehrenbürgers mit einer schönen Ausstellung, welche einen ausgezeichneten Einblick in das Schaffen des Künstlers bot. Wer diese Bilder auf sich wirken ließ, dem wurde klar, warum Wilhelm Hasemann noch heute im Bewußtsein der Bewohner des Dorfes und weit darüber hinaus geblieben ist. Hasemann hat Gutach, seinen Menschen, der Tracht und ihrer Arbeit ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er war, wie es in einem Nachruf der „Badischen Heimat“ hieß, einer der wärmsten Freunde (Gutachs), der durch seine Kunst die Schönheit und den Zauber der Schwarzwaldlandschaft hinausgetragen hat in alle Welt.¹⁾ Daß der Künstler darüber hinaus sich für Wohlfahrts- und Denkmalspflege tatkräftig eingesetzt hat, macht es für den Landesverein „Badische Heimat“ zu einer doppelten Pflicht, daß diese Gedenkzeilen geschrieben werden.

Wilhelm Hasemann war kein geborener Gutacher oder Schwarzwälder, wie man meinen könnte, wenn man seine Gemälde sieht. Er wurde am 16. September 1850 in Mühlberg a. d. Elbe geboren. Sein Vater Gottfried Joh. W. Hasemann war Ökonom und Mechaniker, ein Grübler, seine Mutter Henriette eine geborene Leuthold. Nach der Schule in Mühlberg mußte der Junge bei seinem Vater in die Lehre, um Schlosser und Mechaniker zu werden. (1864—1866) Das fiel ihm bitter schwer. Einmal überforderte ihn die Lehre körperlich, Hasemann war nie von kräftiger Statur. Er konnte später an keiner Schlosserwerkstatt vorübergehen, in der ein Lehrling

arbeitete, ohne diesen nach seinem Ergehen zu fragen und ihn wohl insgeheim zu bedauern. Zum andern stand sein Sinn nach anderen Dingen. Es gibt von Hasemann eine frühe Zeichnung, die „Verunglückte Schlittenpartie“. Der Junge beobachtete, wie vor dem Rathaus der Schlitten mit der Karnevalsgesellschaft umfiel und hat diese lustige Szene festgehalten. Und diese Zeichnung bewies damals schon die scharfe Beobachtungsgabe Hasemanns, die später in seinen Bildern so deutlich zutage trat. Vor allem aber, der Junge konnte zeichnen! Es war schwer, dem Vater die Erlaubnis abzurufen, Maler werden zu dürfen. Mehr als diese Erlaubnis konnte dieser seinem Sohn zur Unterstützung kaum bieten. Die Verhältnisse der Eltern waren kärglich geworden, und Wilhelm Hasemann kannte damals bereits den Ernst und die Not des Lebens. Aber er war glücklich, daß er allen Entbehrungen zum Trotz an die Verwirklichung seiner Träume gehen konnte. Und auch diese Verwirklichung stand lange im Zeichen des Kampfes um das tägliche Brot. 1867 begann Hasemann das Studium an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin bei August Kaselowsky. Der ausbrechende Krieg von 1870/71 brachte notgedrungen eine Unterbrechung der Ausbildung. Hasemann rückte wegen seiner schwächlichen Konstitution zum Sanitätskorps ein und machte Dienst als Sanitäter, bis ihn seine Kräfte verließen. Bald trat wieder die alte Not in Erscheinung. Mit großer Mühe gelang es Hasemann die letzten Klassen der Akademie zu absolvieren, obwohl er nicht nur für sich, sondern auch für die in Not geratenen Eltern sorgen mußte. 1873 wechselte der junge Ma-



Wilhelm Hasemann, „Bei der Arbeit“

Foto: Ansgar Barth

ler an die vom Grafen Kalckreuth vortrefflich geleitete Kunstschule in Weimar über. Er besuchte zunächst die Klasse von Carl Gussow, um sich im Figurenmalen zu vervollkommen. Nach dessen Berufung an die Karlsruher Akademie war es dann der Landschaftsmaler Theodor Hagen, von dem er entscheidende Impulse empfing, da dessen Kunst die Freilichtmalerei in Deutschland maßgeblich beeinflusste. In dieser Zeit eignete sich Hasemann all das an, was später in Gutach zu voller Blüte kam. Statt des Schwarzwaldes war es der Thüringer Wald, der den Maler in Bann schlug. Er studierte Land und Leute, deren Wesen, Charakter und Eigenart und gewann so den Blick für das Wesentliche einer Land-

schaft mit ihren Menschen. Er hatte die Gabe, Form und Stimmung einer Landschaft ganz selbstverständlich zu entnehmen und lernte, sie künstlerisch umzusetzen.

Wichtig für Hasemann sollte die Begegnung mit Adolph Menzel (erstmalig 1879) werden. Der berühmte Menzel wurde auf Hasemann durch eine Gemäldeausstellung aufmerksam, die in Berlin und Düsseldorf zeitgenössische Kunst zeigte und behielt ihn im Auge. „Hasemann stellte dort eine thüringische Volksszene ‚Kirchweihfest in Thüringen‘ aus, deren Gestaltung und malerische Haltung Menzels Bewunderung erregte. Seine außerordentlich sichere malerische Auffassung verriet sich schon in Einzelheiten. Hasemann wollte ein Meisterstück schaffen, und es ist ihm gelungen. Menzel vergaß den Namen des Malers und das Bild nicht.“²⁾ Menzel lernte Hasemann im Hause des Generals von Bojen kennen. Dessen Frau, eine Prinzessin von Kur-

Bild Seite 12:

Wilhelm Hasemann, „Vor der Wallfahrtskirche in Triberg“

Foto: Stadtarchiv Karlsruhe



Wilhelm Hasemann, „Gutacher auf dem Heimweg vom Gottesdienst“

Foto: Ansgar Barth

land, eine gute Malerin, malte mit Hasemann zusammen einige Säle des Schlosses in Löbichau aus. Im Verlaufe des Gespräches forderte Menzel Hasemann auf, statt nach Italien nach München zu gehen, denn dort war die Genremalerei stets gepflegt worden. 1879 kam Hasemann in die alte Kunststadt und malte dort aus Not überlebensgroße Figurenstudien für das Gemälde „Schlacht bei Sedan“ von Luis Braun. Diese Situation konnte Hasemann auf die Dauer nicht befriedigen, auch konnte er in der Stadt nicht heimisch werden. Und zu diesem Zeitpunkt trat nun die entscheidende Wendung in Hasemanns Leben ein.

Hasemann war, als er nach München ging, bereits kein Unbekannter mehr. Ausstellungen in Berlin (erstmalig 1873), Dresden (1874), München (1879), Düsseldorf (1880) u. a. machten seine Werke bekannt und brachten ihm Anerkennung ein. Studienreisen

nach Stettin und Misdroy auf Wollin (1871), nach Kelbra am Kyffhäuser (1872), Aufenthalte im Thüringer Wald (1874), in der Rhön (1877) und 1878 nach Paris weiteten sein Gesichtsfeld und förderten seine malerischen Mittel. Deshalb ist es gar nicht so verwunderlich, daß der gerade durch seine Gemälde mit ländlichen Themen bekannt Gewordene die Anfrage erhielt, ob er Berthold Auerbachs „Lorle, die Frau Professor“ illustrieren wolle. Darauf sei, weil dadurch die Weiche der Lebensrichtung Hasemanns endgültig gestellt wurde, etwas näher eingegangen.

Berthold Auerbach (1812–1882), einer der damals bekanntesten Dorfgeschichtenschreiber suchte im Auftrag seines Verlegers Cotta, Stuttgart, einen Illustrator für sein „Lorle.“ Durch Vermittlung des Berliner Malers Paul Meyerheim wandte er sich an Hasemann. Auerbach, dessen Roman in Weißenbach (Gutach) und Karlsruhe spielt, riet nun dem Ma-

ler, nach Gutach zu reisen. Hasemann traf am 16. April 1880 in Gutach ein und logierte im Gasthaus zum „Löwen“. Am 17. April berichtete er an Auerbach: „Gestern Abend bin ich in Gutach eingetroffen und habe bei Aberle im Gasthaus zum Löwen liebenswürdigste Aufnahme gefunden. Ihre freundlichen Grüße lassen die alten sowie die jungen Leute aufs beste erwidern. Die wunderschöne Schwarzwaldlandschaft, die malerischen Gehöfte und die interessanten Leute hier machen einen ganz bedeutenden Eindruck auf mich und das alles wird außerordentlich anregend auf mich einwirken.“³⁾ Die von Hasemann eingereichten Skizzen begeisterten Auerbach, leider aber nicht den Verleger, und die mehrfachen Bemühungen, ihn umzustimmen, blieben erfolglos. Erst als Auerbach im Februar 1882 gestorben war, erhielt Hasemann am 12. Juni 1883 einen Vertrag mit dem Auftrag, die Illustrationen zu fertigen, den er mit 72 Zeichnungen erfüllte. Damit begann eine Reihe weiterer erfolgreicher Illustrationen.

Als Wilhelm Hasemann Gutach betrat, war er dreißig Jahre alt. Was er dort vorfand, schildert H. E. Busse sehr anschaulich: „Die Landschaft fesselte ihn sofort. Er begann wie im Fieber einer Liebe auf den ersten Blick mit Studien und vergaß alles andere darüber, schier auch den Auftrag. Die eigenartigen Hofstätten mit den riesigen Dächern begeisterten ihn durch ihre Form, ihre Eintracht mit der Umgebung und durch den Reichtum ihrer Farben, die silbernen und braunen Töne im Holz der Verschalungen und Lauben, die Glut der Geranien vor den Fenstern, der mächtige Schwung des Daches und seine über grün und violett und goldbraun und ziegelrot spielenden Farben. Dazu sah er das bäuerliche Volk zur Arbeit und in die Kirchen gehen in den Trachten, die im protestantischen Dorf auf schwarz-weiß-rot abgestimmt sind, sah die festlichen roten Bollenhüte der Mädchen, die würdigen Schoßröcke der Männer aus schwarzem Samt mit rotem Flanell ausgeschlagen, sah das Kinderleben am hellen Bach

auf vielblumiger Bergmatte, sah dies alles im Verlauf von wenigen Tagen, und ihm war, als habe er Heimat gefunden. Er blieb.“⁴⁾ Und er blieb bis zu seinem Tode.

Es ging Hasemann nicht mehr schlecht. 1882 konnte er sich ein Schuhmacherhäuschen in Gutach-Steinenbachtal erwerben, das er mit Unterstützung seines amerikanischen Freundes Stieglitz an seinem jetzigen Standort Gutach-Dorf wieder aufbaute. Er zog 1883 in das Haus ein. Die letzten drei Jahre hatte Hasemann teilweise in Gutach, die andere Zeit in Karlsruhe gearbeitet, wo er auf der Kunstschule studierte und sich bei Gustav Schönleber, der ihm freundschaftlich verbunden war, weiterbildete. 1889 konnte Hasemann einen eigenen Hausstand gründen. Er heiratete am 26. September Luise Lichtenberg (5. 5. 1870—19. 8. 1962) in seinem Heimatort Mühlberg/Elbe. Sie war die Tochter des Apothekers und Sparkassenrendanten Oskar Lichtenberg und seiner Frau Marie Therese geb. Hendlner. Dem Ehepaar wurden im Laufe der Zeit zwei Söhne geschenkt. 1891 kam der älteste Sohn Walter zur Welt, der später als Oberlandesgeologe bekannt wurde und 1961 verstarb, 1896 wurde Sohn Hans geboren, der leider schon im Jahre 1915 sein kurzes Leben beschließen mußte. Was aber im Rückblick am erstaunlichsten bleibt, ist die Tatsache, daß Hasemann anlässlich seiner Hochzeit zum Ehrenbürger der Gemeinde Gutach ernannt wurde. Nach nur neun Jahren Anwesenheit in Gutach Ehrenbürger! Welche Integration in das dörfliche Leben mußte da vorangegangen sein, um zu dieser Würde zu gelangen!

Überblickt man, was Hasemann am festesten in Gutach verankert hat, so waren dies seine Bemühungen um die Erhaltung der Volkstracht und zur Hebung der ländlichen Wohlfahrt. Wenden wir uns zunächst der Bewegung zu, welche Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Baden begann und welche die Erhaltung der Trachten „am lebenden Objekt“ zum Ziel hatte. Diese Bewegung ging von dem Pfarrer und Schriftstel-



Wilhelm Hasemann, „Gutacher Bauern bei einer Hochzeit“

Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

ler Heinrich Hansjakob, aus dem benachbarten Haslach stammend, und dem Maler Wilhelm Hasemann aus. Hasemann war es, der Hansjakob zu dem berühmten Aufruf „Unser Volkstracht. Ein Wort zu ihrer Erhaltung“ veranlaßte, der 1892 erschien und zu einer stark kontrovers geführten Diskussion führen sollte. Hansjakob, dessen Kulturpessimismus allgemein bekannt ist, sah in der beginnenden starken Industrialisierung und durch den Bau der Eisenbahn vermehrten Mobilität und Freizügigkeit auch der bäuerlichen Menschen, durch den Militärdienst, der die Burschen in die Städte brachte usw. den Grund dafür, daß das Tragen der Tracht immer mehr in Abgang kam und der städtischen Kleidung immer mehr weichen mußte. Hansjakob zog nun aus dieser Situation Schlüsse, die uns heute teilweise doch recht polemisch und unsachlich erscheinen. Sie seien kurz aufgeführt. Hansjakob sagte, daß die Erhaltung der Tracht im Interesse der Bauern selbst liege, sie sei Ausdruck des bäuerlichen Stolzes und Standesgeistes anderen gegenüber. Er sah einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Ablegen der Tracht und dem Sinken des bäuerlichen Wohlstandes. Weiter behauptete er, daß viele mit dem „alten Häs“ auch den Glauben ausgezogen hätten, er fürchtete um Religion und Kirche. Auch staatspolitische Gründe führte der Pfarrer ins Feld, wenn er feststellte, daß der neu modisch gekleidete Bauer revolutionären Ideen geneigter sei als der alte Trachtenbauer. Er wies auch auf die Anziehungskraft der Trachten auf Kunst und Poesie, auf Maler und Sommerfrischler hin. Hansjakob richtete schließlich einen Appell an die Landleute selbst und forderte sie auf, in ihren Häusern und Familien nicht zu dulden, daß jemand die Tracht ablege. Absurd scheint uns heute der Vorschlag, die Damen und Herren der Sommerfrische zu veranlassen, Tracht während des Urlaubs zu tragen. Hansjakobs Schrift mit der Aufforderung zur aktiven Trachtenpflege war die erste, die von einer größeren Öffentlichkeit stark beachtet wurde.

Den ersten ernst zu nehmenden Widerspruch erfuhr Hansjakob ausgerechnet von Pfarrer Richard Nuzinger, der zwischen 1893 und 1910 Pfarrer in Gutach war. Vier Jahre nach Hansjakobs Aufruf erschien Nuzingers Schrift „Die Erhaltung der Volkstrachten. Eine Warnung von Richard Nuzinger, Pfarrer in Gutach.“ Natürlich und selbstverständlich war Nuzinger ein großer Freund der Tracht, aber er kannte die Situation besser als Hansjakob, und deshalb setzte er diesem seine nüchternen Überlegungen entgegen, die er aus der Kenntnis der realen Situation gewonnen hatte. Beide Pfarrer, der katholische und der evangelische, stimmten darin überein, daß der Rückgang der Trachten in erster Linie durch die vermehrte Freizügigkeit der ländlichen Bevölkerung hervorgerufen wurde. Aber dann kamen Nuzingers Gegenargumente: Die Freizügigkeit müsse erhalten bleiben, die Trachten seien beschwerlich zu tragen und unpraktisch. Die Anschaffung sei teuer und die Trachten lange nicht so haltbar, wie Hansjakob meine. Das Interesse an ihrer Erhaltung liege weniger bei den Bauern, sondern mehr bei bestimmten städtischen Kreisen. Es sei anmaßend, den Bauern sagen zu wollen, was sie anzuziehen hätten. Wenn Hansjakob recht hätte, dann wären Bauernstand, Kirche, Staat und Gesellschaft nur von der Erhaltung der Trachten abhängig. Der Bauer könne nicht von der kulturellen Entwicklung ferngehalten werden, auch politisch ließe sich der Bauer auf die Dauer nicht bevormunden. Außerdem widersprach Nuzinger der Ansicht, daß mit der Tracht auch die religiöse Haltung abgelegt werde. Für Nuzinger war einzig akzeptabel, und so schließt sich der Kreis zu Hasemann, Hansjakobs künstlerischer Aspekt, denn die Maler seien wirklich an den Trachten interessiert. Nuzinger sah in der Reform der Trachten die beste Möglichkeit ihrer Erhaltung, und er lehnte die in Mode gekommenen Trachtenfeste ab. Er machte den richtungsweisenden Vorschlag, Vereine zu gründen, die sich der gesamten Volkstumspflege und der ländlichen Wohlfahrts-



Wilhelm Hasemann, „Spinnstube“

Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

pflge und nicht der einseitigen Trachtenpflege annehmen sollten. Diese dürfe nur eine Aufgabe unter anderen sein.⁵⁾

In diesem Spannungsfeld der Ansichten lebend, tat Hasemann das, was er für richtig hielt. So war er 1881 Mitorganisator und Betreuer der Gutacher Trachtengruppe beim Trachtenumzug in Karlsruhe anlässlich der Silberhochzeit Großherzog Friedrichs I. und der Großherzogin Luise. 1893 wurde er Mitbegründer des Vereins zur Erhaltung der Volkstrachten in Gutach und Kinzigtal. Der Verein veranstaltete Trachtenumzüge, die ja von Pfarrer Nuzinger auch deshalb abgelehnt wurden, weil viele Mädchen nur zu solchen Anlässen Tracht trugen, sonst aber in ihren „neumodischen“ Kleidern gingen. Hasemann organisierte z. B. auch zusammen mit Fritz

Reiß und Albert Kappis das Gutacher Trachtenfest 1894.

Ein anderer Gesichtspunkt muß hier noch Erwähnung finden. Die Zeit vor der Jahrhundertwende brachte ein starkes Anwachsen der Heimatbewegung. Das „bürgerliche Heimatbild“, das auch heute noch vielfach als freundliches Bild vorhanden ist, hat sich damals ausgebildet. Es ist als Gegenpol zur industriellen Revolution zu verstehen, denn die Industrialisierung setzte viele alte Werte, politische und traditionelle, ebenso soziale Strukturen außer Kraft, eine Umwälzung sondergleichen. Durch die Abwanderung aus dem umgrenzten und umhегten Bereich des Dorfes in die anwachsenden Großstädte begann die Proletarisierung. Ungezählte verloren so die Heimat, denn die Städte konnten

nach der damaligen Ansicht keinen Heimatcharakter haben. So wurde die Heimat im Dorfe zu einem Ideal- und Wunschbild, zu einem Bereich, in dem die überkommenen Strukturen noch galten. Heimat wurde in der von der Industrie noch unberührten Natur angesiedelt, sie wurde zu einem „Kompensationsraum, in dem die Versagungen und Unsicherheit des eigenen Lebens ausgeglichen wurde“ und „Besänftigungslandschaft, in der scheinbar die Spannungen der Wirklichkeit ausgeglichen sind.“ (Hermann Bausinger „Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis“ in „Bürger im Staat“, Heft 4, Nov. 83) Heimat also als Befriedung sozialer Gegensätze, und das Heimatgefühl erfuhr einen ungeahnten Aufschwung.

In Baden gab es drei Vereine, welche sich der Heimatpflege widmeten: Der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten“, 1894 gegründet, der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ von 1902 und der „Badische Verein für Volkskunde“ vom Jahre 1904. Letztere beiden Vereine — leider scherte der Volkstrachtenverein aus — die viele gemeinsame Ziele und gemeinsame Mitglieder hatten, schlossen sich am 1. Januar 1909 zu dem neuen „Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz Badische Heimat“ zusammen. Die Zielsetzung war eindeutig: Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimischen Volkstums, Förderung der ländlichen Wohlfahrt auf materiellem und geistigen Gebiete, Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur- und Naturdenkmäler, ihrer Tier- und Pflanzenwelt und dadurch Weckung und Vertiefung der Heimatliebe.

Wilhelm Hasemann stand hinter diesen Bestrebungen und widmete ihnen seine ganze Tatkraft. Er wurde Ehrenmitglied des Volkstrachtenvereins Freiburg und Umgebung (1895), ebenso Ehrenmitglied des Badischen Schwarzwaldvereins, der in diesem Jahr sein 125jähriges Bestehen feiern kann, (1898). 1902 wurde der Maler Mitinitiator des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden

und Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses und wurde 1905 dessen Ehrenmitglied. Dann folgte 1906 die Ehrenmitgliedschaft des Badischen Vereins für Volkskunde. Mit diesen Ehrungen fand er den verdienten hochrangigen Platz in der Heimatbewegung des Landes, und mit gleicher Liebe zur Sache ist er nach der Verschmelzung der Vereine dem Landesverein „Badische Heimat“ treu geblieben. Welch ein Einsatz spiegelt sich in dieser nüchternen Aufzählung, die noch nicht einmal vollständig ist! Hinzu kommt noch seine denkmalpflegerische Tätigkeit, die hauptsächlich dem Erhalt der prächtigen Schwarzwaldhöfe gewidmet war, die in ihrer traditionellen Bauweise besonders beim Wiederaufbau nach Bränden stark gefährdet waren. Hier wirkte Hasemann in seiner Eigenschaft als Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler. Man fragt sich, wie der zarte Mann das alles leisten konnte. Die Ernennung zum Professor 1898 war hoch verdient. Seine Frau war ihm bei allen seinen Tätigkeiten eine unentbehrliche Helferin. Sie erlernte das Spinnen, ging zu den Gutacher Frauen in die Spinnstube, sang mit ihnen Volkslieder und lernte so das soziale Gefüge des Dorfes mit seinen Erfordernissen kennen. Für dessen Verbesserung setzte sich das Ehepaar ein, und Wilhelm Hasemann leistete durch den Verkauf seiner Künstlerpostkarten dazu einen wichtigen Beitrag. Der durch den Verkauf der Künstlerkarten erzielte Erlös half wesentlich beim Bau des Gemeindehauses, in dem der neu gegründete Frauenverein eine Krankenpflegestation, ein Volksbad und einen Kindergarten einrichtete. Wilhelm Hasemann hat nachweislich anfangs der 90er Jahre die ersten Künstlerpostkarten in Deutschland hergestellt. Es ist sicher, daß die unzähligen kleinen Bruckmann-Drucke nach seinen Bildern im In- und Ausland eine hohe Werbekraft für den Schwarzwald hatten.⁶⁾ Diese Karten hatten eine unvorhersehbare Wirkung: Der Bollenhut wurde zum Symbol des Schwarzwaldes schlechthin (mit allen späteren üblen Folgen in der Werbung), und

der Fremdenverkehr des Dorfes erfuhr einen kräftigen Schub. „So stellte Wilhelm Hasemann seine Kunst fast ausschließlich in den Dienst einer Sache: Seine Zeichnungen und Gemälde sind untrennbar mit einer ideellen Idee verknüpft: Erkenntnis der Schönheit der Schwarzwälder Kulturlandschaft, deren Zerstörung er glaubte zu ahnen, Revitalisierung alter Traditionen, die in Vergessenheit gerieten, Bewahrung des Trachtenbrauchtums und einer bäuerlichen Ästhetik, die durch die Verstädterung und Mißachtung gefährdet erschienen.“⁷⁾

Durch Wilhelm Hasemann entstand auch die sogenannte „Gutacher Malerkolonie.“ Die Entstehung von Malerkolonien hängt einerseits eng mit dem oben angeführten starken Erwachen des Heimatbewußtseins zusammen. Aber die „Flucht der Maler in die Landschaft“ muß auch mit der Auseinanderset-

zung mit der klassizistischen Kunsttheorie (die hier nur gestreift werden kann) erklärt werden, die noch lange im 19. Jahrhundert bestimmend war und wonach die Landschaftler Sorge zu tragen hatten, „daß alles grandios sey, daß sie nur Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind.“⁸⁾ Erst die realistische Malerei Wilhelm Leibls und des mit ihm befreundeten Kunstkreises brach mit der Vorstellung von der Dominanz eines bedeutungsvollen Bildvorwurfes. Leibl war es auch, der 1873 vor dem ungeliebten Großstadtleben in die Einsamkeit des bayrischen Hinterlandes flüchtete. Nun wurde die Natur in ihrer Alltäglichkeit bildwürdiges Objekt. „Die Landschaft war nicht mehr geschickt dekoriertes Bühnenraum für effektiv inszenierte historisch-mythologische Figurenstaffagen, Landschaft wurde jetzt um ihrer selbst willen gemalt mit unbefangener Entdeckerfreude



Wilhelm Hasemann, „Steinadeshof in Gutach“

Foto: Ansgar Barth

und ausgeprägtem Sinn für koloristisches Raffinement.“⁹) Hinzu kam die Kritik an den überfüllten Kunstakademien, und die Maler waren der Überzeugung, daß sie in der Natur draußen allein oder mit anderen Gleichgesinnten ihren Weg suchen und finden mußten. Die Reihe der Bildung von Malerkolonien begann: Worpsswede, Dachau, oder in Baden Grötzingen, um nur einige zu nennen. Natürlich gingen die Künstler dahin, wo sich ihnen unverfälschte Landschaft, Volkstum und Brauch boten.¹⁰) Da war Gutach inmitten einer herrlichen Landschaft ein idealer Ort für eine Malerkolonie. Nicht nur die Schüler Hasemanns kamen hierher, auch bedeutenden Malern wurde Gutach ein Ort der Ruhe und des ungestörten Schaffens. So kam Curt Liebich und blieb. Zur Kolonie zählten zeitweilig die Maler Grässel, Victor Puhonny, Kanoldt, Knaus, Reiz, Weisser, die Lehrer der Karlsruher Akademie Schönleber, Des Coudres, die Brüder Roman, von Kalkreuth, die späteren „Grötzingen“ Kallmorgen und Kampmann usw. Alle diese Künstler waren geistesverwandt und erfuhren in der Ruhe einer noch unberührten Natur mit all ihren Schönheiten ein Gefühl der Geborgenheit. Über dreißig Jahre bestand dieser Künstlerkreis, und diese Zeit bedeutet einen hervorragenden kulturellen Höhepunkt in der Geschichte der Gemeinde Gutach.

Wenn nun von dem Werk Wilhelm Hasemanns gesprochen werden wird, dann soll zunächst auf seine Illustrationen eingegangen werden. Die Bedeutung, welche die Illustration von Auerbachs „Lorle“ für Hasemann hatte, wurde schon dargelegt. Ein Illustrator braucht Einfühlung in die Intentionen des Dichters, ein Gespür für das, was der Stoff hergibt, das Charakteristische, das Treffen der Atmosphäre, die Unterordnung unter den Text und schließlich ein handwerklich sicheres Können. Dies alles besaß Hasemann, und deshalb wurde er zur Mitarbeit an verschiedenen Werken berufen: Illustrationen mit Defregger, Skarbina und Thumann zu „Blätter für Volkskunde, Historische und Volks-

trachten“, herausgegeben von H. v. Heyden (1881). Dann folgte 1887 zusammen mit Edmund Kanoldt die Illustrationen zu Storms „Immensee“. Drei Jahre später ist das berühmte Werk von Wilhelm Jensen „Der Schwarzwald“ an der Reihe. Hasemann illustrierte es zusammen mit Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz, Karl Eyth u. a. Er hat viele schöne Blätter dazu geschaffen, Studien und Entwürfe, die in hohem Maße künstlerisch sind, weil die Form dem Inhalt und der Inhalt der Form in idealer Harmonie diene. 1891 illustrierte Hasemann den „Südlichen Schwarzwald in Wort und Bild“ von Adolf Kiepert. Und Heinrich Hansjakob hätte für seinen „Vogt auf Mühlstein (1895), die „Waldleute“ (1897) und „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ (1898) keinen besseren Illustrator als Wilhelm Hasemann finden können. Heute erfahren viele dieser Bücher im Reprint eine Renaissance, und mit Freude betrachtet der Leser die Zeichnungen Hasemanns, die von einem feinen Geschmack und einem unbestechlichen Gefühl zeugen.

Die Zahl der Gemälde des Malers ist sehr groß. Weil sie ansprachen, wurden sie gekauft. Viele gingen an ausgewanderte Landsleute nach den USA, Heimweh stillend oder neu entfachend. Zahlreiche Gemälde wurden von Schwarzwäldern in der Stadt gekauft. Ein großer Teil des malerischen Oeuvres befindet sich in Privatsammlungen, natürlich auch in Museen, so eine beträchtliche Anzahl im Augustinermuseum in Freiburg. Der künstlerische Erfolg trug zur wirtschaftlichen Sicherheit des Künstlers bei, er konnte auch reisen, ein unverzichtbares Erfordernis für jeden Maler. Mehrfach war Hasemann in Südtirol (Bozen, Meran), öfters war er in München. 1906 besuchte er Italien und 1912 Max Liebermann in Berlin. Zweimal weilte er auf Schloß Etterzhausen bei Regensburg zu Studienaufenthalten.

Daß Wilhelm Hasemann zum Schwarzwaldmaler wurde, dazu haben am meisten die meisterhaften Bilder beigetragen, in denen er das Gutachtal in vielfältiger Weise und in allen

Jahreszeiten schildert. Hierher gehören das „Schwarzwaldtal“, der „Sonntag“, „Winter in Gutach“, „Blick vom Haldenhof“, der „Blick nach Hornberg“ und viele andere. In vielen dieser Landschaftsschilderungen spielen die in der malerischen Tracht auftretenden Männer, Frauen, Kinder eine dominierende Rolle.“ Die bereits während der Weimarer Studienzeit zu beobachtende enge Verflechtung von Figur und umgebenden Landschaftsräumen erfährt eine letzte Steigerung.¹¹⁾ Beispiele dafür sind auch die Gemälde „Sonntag“ oder „Hof mit Weiher“, auf dem Kinder am Teich mit Enten spielen. Margret Zimmermann-Degen hat diese Feststellungen weitergeführt und bemerkt, daß die Menschen mehr Staffagefiguren seien, die Räumlichkeit definieren und wichtige farbliche und stimmungshaften Akzente setzen.¹²⁾ Das enge, tiefe Verhältnis des Malers zu der umgebenden Natur wird deutlich, ganz gleich, ob man die dargestellten Menschen als „Staffage“ betrachtet oder nicht: sie schenken mit der Schönheit ihrer Tracht und der Anmut ihrer Person diesen Bildern eine Poesie, der man sich schwer entziehen kann. In vielen Gemälden sind die alten, prächtigen Höfe das herausragende Bildelement. Mit ihren weit heruntergezogenen, strohgedeckten Dächern sind sie Schutz und Schirm für Mensch und Vieh und gleichzeitig Ausdruck eines selbstbewußten Bauertums. Hasemann hat sie mit der ihm eigenen Fähigkeit des Sehens genau geschildert. Man erkennt die Höfe, z. B. den Steinadeshof oder den Oberbauernhof. In diese Reihe gehört auch das Bild „Dorfgasse in Gutach“, das Hasemann für eines seiner besten Werke gehalten hat. In diesem Gemälde, das der Maler öfters wiederholt hat, ist ihm die Symbiose der Farben gelungen wie selten. Der warme bräunliche tonige Ton der Dächer bildet mit dem Grün des Moores und des Grases, mit den in der Tracht gekleideten Figuren eine wohlthuende Einheit. Und vielleicht hat der Kritiker recht, der in einer Besprechung der Hasemann-Ausstellung im November 1933 in Freiburg feststellte, daß

die künstlerisch glücklichste Zeit von Hasemanns Schaffen mit der tonigen Periode zusammenfällt.

Hasemann war ein Maler, der überwiegend in der Natur arbeitete, er war ein Pleinairist. Ein solcher Landschaftler ist vom Wetter abhängig, will er die Natur, die ihm zum Vorwurf dient, in der malerischen Umsetzung gültig festhalten. Schwer ist dies bei lang anhaltendem schlechtem Wetter, denn der Maler braucht Licht, und das bedeutet Sonne. Nur das helle Licht ermöglicht die erstrebte Farbgebung in reinen und klaren Tönen. Das malerische Meistern der Lichtgegensätze ist ein Merkmal des Künstlers. Hasemann war ein solcher, freilich bedeutete eine andauernde Schlechtwetterperiode auch eine lange Verzögerung bei der Fertigstellung eines Bildes. Hasemann hat dies z. B. erfahren beim Malen des berühmten Ölbildes „Vor der Wallfahrtskirche in Triberg“, das ihm Gelegenheit bot, verschiedene Schwarzwälder Trachten darzustellen, ein Auftrag des Großherzogs Friedrich I. (1890) Er brauchte über ein Jahr, bis das Bild fertig war, und manche Stelle in Hasemanns Briefen zeigen beinahe Verzweiflung darüber, daß sich die Lichtverhältnisse dauernd änderten und er bei einem solchen Wetter nie die richtige Beleuchtung und Stimmung zu finden in der Lage war. Freilich konnte er sich auch begeistern, wenn ihm der Wettergott günstig war: „Es ist unbeschreiblich in dem Wald vor der Staffelei zu stehen und Figuren und Landschaft in möglichster Ursprünglichkeit zu fassen.“¹³⁾

Berühmt geworden sind Hasemanns Porträts der Trachtenmädchen und Trachtenfrauen hauptsächlich aus Gutach und Mühlenbach. Das sind Bildnisse, welche die ganze Meisterschaft Hasemanns zeigen. Die feinen Gesichter, die eine natürliche Anmut und Frische ausstrahlen, ergeben mit der feinen Malweise einen harmonischen, beglückenden Gesamteindruck. Herrlich sind doch die Mädchenbildnisse der jungen Gutacherin oder Mühlenbacherin, die in der Ausstellung zu sehen waren. Welch ein Adel der Gesichter dieser

einfachen Dorfmadchen! Hier hat der Maler Bildnisse geschaffen, die nicht nur in ihrer Ästhetik kaum zu übertreffen sind, sie sind auch Dokumente der Trachtenpflege aus einer Zeit, in der die Trachten schon sehr im Abgang waren. Mit solchen Bildern wollte Hasemann zeigen, was vollends verloren zu gehen schien und was er auf seine Weise zu erhalten suchte.

Den Porträts fügte der Maler die häuslichen Szenen hinzu: die „Schwarzwaldküche“, „Am Spinnrad“, beim „Kranzwinden“ u. a. Auch diese Genredarstellungen sind gut komponiert, scharf gesehen und von einem ausgewogenen Kolorit, das Hasemann auch da als Beherrscher der Lichtverhältnisse ausweist. Viele dieser Bilder zeigen typische Sitten und Gebräuche der Schwarzwälder, z. B. die „Spinnstube“. Auch sie sind Dokumente einer vergangenen Zeit. Hasemann hat auch kirchliche und festliche Anlässe für seine Darstellungen genützt. „Vor der Wallfahrtskirche“ ist dafür das am weitesten bekannt gewordene Beispiel. Aber auch der „Kirchgang“ ist mit

der in Ruhe dahinschreitenden Familie mit der schönen Landschaft im Hintergrund in der malerischen Ausführung beeindruckend und ebenso die „Brautschmückung.“ Dieses Bild zeigt, „wie sensibel der Künstler in einem dunkel gehaltenen Innenraum, in dem dunkel gekleidete Personen die Braut schmücken, mit leuchtenden roten und grünen Farbtupfern und strahlendem Weiß Aufhellung und Auflockerung erzielt.“¹⁴⁾

Hasemann war ein überaus integrier Mensch, ein Mensch der Bescheidenheit und Wahrheit. Er beherrschte die Formen und Farben, seine Landschaften sind von großer Ehrlichkeit. Die Wirklichkeit seiner Darstellungen steht nicht im Gegensatz zur Natur. Sie haben nichts mit Schönfärberei zu tun. Auch wenn manche vielleicht „geschönt“ erscheinen mögen, so sind sie doch echt empfunden und mit künstlerischer Eindringlichkeit von einem Maler dargeboten, der mit dem Herzen sah. Die Leuchtkraft seiner Farben schenkt seinen Bildern einen Zauber, der dem Betrachter auch heute noch fühlbar wird und



Wilhelm Hasemann, „Oberbauernhof in Gutach“

Foto: Ansgar Barth

der ihm die Augen öffnet für die Schönheit der Schwarzwaldheimat, die ihn aber auch die Gefährdung erfahren läßt, welcher die Natur heute ausgesetzt ist. Mit seinem Leben und durch seine Bilder hat er erzieherisch gewirkt und das Seine dazu beigetragen, Brauchtum, Sitten, Tracht zu erhalten und die Wohlfahrt der bäuerlichen Bevölkerung zu fördern. Für diese Ziele setzte er sein beachtliches malerisches Können ein. Sein Werk dürfen auch wir Heutigen entgegennehmen als Geschenk eines Malers, dessen Kunst nicht in die Zeiten hinabsinken und der auch als der „Moler“ von Gutach lebendig bleiben wird.

Wilhelm Hasemann verstarb am 26. November 1913 nach schwerer Krankheit in Gutach. Ein vorausgegangener Erholungsaufenthalt in Locarno hat ihm nichts mehr genützt. Pfarrer Nuzinger, in langjähriger Freundschaft mit dem feinsinnigen Künstler verbunden, hielt ihm am Grabe die Abschiedsrede. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: „Liebe Freunde vom Gutachtal! Ihr habt es selbst gefühlt: hier war einer, der euch von Herzen lieb gehabt hat, der in seinen Bildern das Beste eures Wesens zur Darstellung gebracht hat, der an dieser seiner selbstgewählten Heimat hing mit allen Fasern seines Herzens. Hier in dieser stillen Friedhofsecke hat er sich seine letzte Ruhestätte selbst gewählt, als er sich dessen bewußt war, daß er zum Tode verwundet sei und seine Tage sich dem Ende zuneigen. Hierher in die Heimat hat es ihn gezogen, als draußen die ärztliche Kunst sich vergeblich bemüht hatte, sein teures Leben zu verlängern. Hier wollte er sterben und begraben sein. Ein Grabhügel wird sich hier erheben, und wenn ihr in Zukunft vor dem Grabmal steht, zu dem ihr wohl manchmal in stiller Ehrfurcht wandern werdet, so dürft ihr euch sagen: Wilhelm Hasemann, er war unser, er hat unser Volk und unsere Heimat lieb gehabt, er war unser Ehrenbürger, wir wollen sein Gedächtnis allezeit in Ehren halten. Dann aber wird sein Bild mahnend zu euch sprechen: Seid treu, treu der Heimat, treu

den guten Vätersitten, treu dem Glauben, treu im Wirken für eure und eurer Nachkommen Wohlfahrt!

Wir grüßen dich, du guter, edler, treuer Mann mit dem weichen Herzen und mit der starken Kraft der Seele, die auch das Schwerste zu tragen und durchzukämpfen wußte still verschwiegen wie ein Held.

Wir danken dir für das, was du uns gewesen bist und was du uns gegeben hast. Du hast uns das Dichterwort vorgelebt:

Das Höchste bleibt ein freier Wille,
der unverwirrt von Fleisch und Blut
fest und getreu in Sturm und Stille
das Gute, weil es gut ist, tut.“¹⁵⁾

Literaturnachweis

Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann, 1850—1913, Katalog zur Gedächtnisausstellung 27. 11.—11. 12. 1988 in Gutach, Hrsg. Gemeinde Gutach, 1988; darin der Aufsatz von Margret Zimmermann-Degen „Wilhelm Hasemann — Maler in Gutach“, der bei der Verfassung vorliegenden Aufsatzes eine große Hilfe war. (zitiert: Katalog)

Schmitt, Heinz, Volkstracht in Baden, ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten, darin die Kapitel Heinrich Hansjakob und die Frage der Trachtenerhaltung, aus dem zitiert wurde. (zitiert: Schmitt)

Badische Biographien, Neue Folge, Bd. II, Hrsg. Bernd Ottmat, Stuttgart 1987, darin die Biographie über Hasemann von Rudolf Theilmann (zitiert: Theilmann)

Busse, Hermann Eris, Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann, Mein Heimatland, 26. Jg., 1939 (zitiert: Busse)

Wilhelm Hasemann gestorben, ohne Angabe des Verfassers, in Mein Heimatland, 1. Jg., 1914 (zitiert: MH 1914)

Die Grötzingen Malerkolonie, die 1. Generation 1890—1920, Katalog der Ausstellung in der Staatl. Kunsthalle Karlsruhe vom 28. 11. 1975—1. 2. 1976. (zitiert: Grötzingen)

Anmerkungen

1) MH 1914 S. 29

2) Busse S. 307

3) Katalog S. 11

4) Busse S. 314

5) Schmitt S. 64 ff.

6) Busse S. 315

7) Katalog S. 16

8) Grötzingen S. 9 ff.

9) Grötzingen S. 11

10) Katalog S. 15

11) Theilmann S. 12

12) Katalog S. 17

13) Katalog S. 18

14) Katalog S. 20

15) MH 1914 S. 31

Erinnerungen an Wilhelm Hasemann

Alfred Auerbach

Wir sahen uns am Anfang des Jahrhunderts alljährlich im Sommer. Von Wolfach kamen wir herüber zu fröhlichen Stunden. Hasemann in Gutach! Welche Erinnerung! Das Herz geht einem auf, wenn man an die Prachtnatur des Meisters denkt. Er hatte vieles mit Hans Thoma gemeinsam, sonst hätte ihn der Schwarzwald nicht festhalten können. Er hatte das selbstverständlich Schlichte, das Naturhafte. Er wollte nichts aus sich machen und nichts aus sich gemacht haben. Er war der Gegensatz zum Großstadtmenschen. Er hatte ein paar Fehler, die selten sind: allzu-große Bescheidenheit und Abneigung gegen Getue. Was war ihm Geistgeschwätz und Kunstgerede? Nichts! Noch nicht einmal eines mitleidigen Lächelns wert. Er sah in die Erscheinungen hinein und malte sie, weil er sie aus Freude am Schaffen malen mußte. Er war ein ganz einfacher, armer Bub gewesen und blieb ein unkomplizierter Künstlermensch allezeit . . .

Der Schwarzwald machte den Fremden zum Schwarzwälder. Und der Maler, der klettern konnte wie eine Gemse und den beißenden Rauch der Hütten ertrug und den scharfen Wind der Hochebene, wurde eins mit der Landschaft. Er gab ihr sein Können, das ein Menzel und ein Knaus, ein Meyerheim schon herzlich anerkannt hatten, und die Landschaft gab dem jungen Maler willig ihre Seele.

Im Gutachtal blieb der junge Künstler von Anfang an. Gleich eines der ersten Bilder wurde ein Treffer. 1882 war es, der „Schellenmarkt Schwarzwälder Hirtenbuben.“ Das war ein Hasemann, der sogleich seine Note hatte. Malen hatte er schon zuvor gekonnt, aber jetzt trank sein Auge und sein Inneres sich satt am Überfluß der Geschichte. Im selben Jahr malte er sein Maidele aus dem

Mühlbachtal, das in vorzüglicher Reproduktion die Reihe der Seemannschen Farbendrucke begann. Dann folgten die Bilder „Am Gartenpförtchen“, „Fleißige Hände“, das humorvolle „Künstler und Kunstfreunde.“ (Ein Maler hockt bei der Arbeit, von Neugierigen und „Kennern“ aus dem Dorfe bestaunt.) Zwischendurch war er Illustrator von Bernhard Auerbachs „Frau Professorin“, von Jensens „Schwarzwald“, von Storms „Immenssee“, vom „Vogt auf Mühlstein“ (Hansjakob). Wie fein schmiegt er sich an die Poeten, kongenial, getreu, mit einer rührenden Einfachheit und Gläubigkeit. Er will nicht über die Dichter hinaus sich interessant machen, er will dienen, dienen . . .

Unermüdlich, quecksilberig, jugendlich bis zuletzt, sehe ich meinen lieben Freund Hasemann das Gebirge durchwandern, immer wieder von neuer Schönheit erzählend, die er festhalten will für alle, nicht für die „Kenner“, die „Kunstliebhaber“, nein, für alle. Egoismus gab es nicht für ihn, Streberei kannte er nicht, Erfolg machte ihn nicht stolz. Amerika kaufte seine Arbeiten, aber er war keiner, der das auszunutzen suchte oder auszumünzen wußte.

Er träumte Bilder hinter den Bergen, er malte sie in seinem idyllischen Haus, das abseits von der Straße, an den Berg gelehnt, von Bäumen verdeckt — ein Versteck vor der Banalität — immer offen war für Freunde, die den Hasemann verstanden, die seinen Schwarzwald in sich hatten. Er war ihm getreu bis ans Ende und vertraute sich denen an, die er sich ähnlich wußte in der Treue. Sollst es nicht umsonst geglaubt haben, Wilhelm Hasemann, Maler-Idylliker des Schwarzwalds!

(Diese hier gekürzt wiedergegebenen Erinnerungen, veröffentlicht in der Freiburger Zeitung, Nr. 311, vom 15. November 1933, sollten zugleich anregen, die schöne Hasemann-Ausstellung im Freiburger Kunstverein zu besuchen.)

Mein Gutachtal

Erinnerungen an Wilhelm Hasemann

W. Wiedemann, Labr-Dinglingen

Lang, lang ist's her! Am 16. Oktober 1888, da zog ein armseliges Bauernwägele die bescheidenen Habseligkeiten eines lebensfrohen Magisters von Langenschiltach über Hornberg nach Gutach. In einer hochgelegenen Dachbude wurde die Ladung des Wandersmannes verstaubt. Andern Tages stellte er sich pflichtgemäß dem Bürgermeister Wöhrle alt vor. Er entließ mich mit den Worten: „Vergessen Sie ja nicht, Herrn Hasemann recht bald zu besuchen!“ „Herrn Hasemann?“ fragte ich etwas betroffen. „Wer ist das?“ „Das ist unser lieber Maler, der vornehmste und nettste Mann im ganzen Gutachtal. Wenn Sie den zum Freunde bekommen, gehen Sie in Gutach gute Wege.“

Und ich habe ihn zum Freund bekommen. Heute bin ich stolz auf diese unvergeßliche, wertvolle, kostbare Freundschaft und danke dem Geschick, das mich mit diesem bedeutenden Künstler und herrlichen Menschen zusammenführte.

„Er ist etwas heikel und vorsichtig, wenn er erstmaligen Besuch empfängt“, sagten meine Kollegen, als ich mich anschickte, den Maler aufzusuchen. Einige hundert Meter abseits von der Straße wohnte er in einem Miniatur-schwarzwaldhäusle, das von unsymmetrisch aufgelegtem Strohdach fast erdrückt wurde. Zaghaft trat ich ein. Das Licht eines nie gesehenen Ateliers blendete mich, und ein kleiner, schmaler, zarter Mann reichte mir seine fast fraulich weiche Hand. „Grüß' Sie Gott in meiner Bude!“ Das waren seine Begrüßungsworte, und mit freundlicher, gewinnender Stimme fuhr er fort: „Ich habe schon von Ihnen gehört und erwarte Sie gerne. Sie seien eine ehrliche Haut, wurde mir gesagt.“

Er war ein Dreißiger, noch Junggeselle und noch nicht Professor. Unvergeßlich bleibt mir dieser erste Besuch, unvergeßlich die anderen alle. Und ich fühlte mich im Laufe der Zeit im Atelier daheim, durfte eintreten, ohne anzuklopfen, durfte mir jederzeit die Staffelei ansehen, die Skizzenhefte und das Dichterbuch im Hergottswinkel betrachten. Nur stille mußte ich sein, wenn er malte. Ich durfte nicht einmal im Fremdenbuch blättern oder gar die Lippen zu einer Frage öffnen. In solchen Stunden war das Malerhäusle heiliges Land. Wenn er mich dann zur Staffelei vor eine halbfertige Landschaft rief, konnte er mich fragen: „Ist die Tannenschonung zu düster? Nun kritisieren Sie mal. Ist die Staffage zu aufdringlich? Könnte man das Gaisenmädchen nach dem Bildstock blicken lassen, oder soll es davor knien?“ Mir war unbehaglich bei der Antwort, denn schließlich war ich nur ein vorwitziger Kaiserstühler, der als Dorfschulmeister zuweilen schlechte Verse schrieb. Manchmal traf ich des Pudels Kern, dann traf mich ein lobender, zustimmender Blick. Wenn ich aber daneben haute, antwortete ein stilles, sarkastisches Lächeln. Trotzdem war eines Tages das Gaisenmädele vom Bild verschwunden, und ein Hirtenbub sah der sinkenden Sonne nach.

Ich habe diesen Mann nie anders als schlicht gesehen. Vielleicht spürte seine Umgebung die herzwinnende Güte, die von ihm ausging, deshalb nur noch stärker. Dabei verließ ihn nie eine vornehme Gemessenheit, gleichviel, ob er mit seiner Riesendogge spazieren ging, dem im ganzen Gutachtal bekannten Hektor, ob er Pinsel und Palette mit sich führte oder sich mit der Absicht trug, meine

Schulklasse zu besuchen. Da musterte er mit Künstlerblick die Schwarzwälder Kindertypen, machte mich auf ein liebliches Gesichtchen oder ein nettes Händchen aufmerksam. Sie kannten ihn alle, den Malersmann, und verehrten ihn.

Bei diesem Menschen lernte ich Kunst erfüllen. In seinem Atelier lebten Bescheidenheit und hohe, reine Gesinnung. Später erstand neben dem Malerhäusle die Villa. Er aber blieb derselbe, und die alte feine Güte leuchtete aus seinem Blick, als er mich zwölf Jahre später in einem alten Schulhäuslein im Hahnauerland besuchte.

Zur Zeit meines Abschiedes von Gutach führte Hasemann sein „Lieschen“ von Mühlberg an der Elbe heim und gründete im herrlichen Gutachtal Familie und Hausstand.

Ich verlasse nun das Malerheim und begeben mich zum Abschiedschoppen nach der „Linde“ oder zum Dorfbeck, wo sich die Großbauern nach des Tages Arbeit in allen vier Jahreszeiten im langen Samtflügeltrachtenrock zum Schoppen, zum Zego, Rams und Sechsendsechzig trafen. Es gab keinen Film, kein Radio, aber in solchen Stunden entfaltete sich in dieser Abendgesellschaft ein Stück Dorf-, Bauern- und Schwarzwaldleben, urwüchsig und treu, ein Stück idyllischen Volkslebens. Da saßen die echten wetterharten, lebenserfahrenen Besitzer und Behüter des Schwarzwaldgrundes, der Scholle, der steilen Berghalde, des Hochwaldes, des Gutachtals, wohlhabende Besitzer alter Erbhöfe, jeder Hof eine Burg, wie Hansjakob sagte, jeder freie Bauer ein König in seinem wald-

umrauschten Reich: der Steinhans, der Michelsbauer, der Jungbauer, der Müllerjörg, der Wonnenbacher, der Rotbauer, der Steinadesbauer und Jocklisbur, der originelle Lindewirt, Ober- und Unterlehrer bei Spiel und Unterhaltung. Wenn dann der „Moler“ in dieser Bauerngesellschaft durch eine Seitentür unversehens erschien, sprangen die sonst behäbigen und Behaglichkeit liebenden Bauern von den Stühlen, suchten die wohlgepflegte Künstlerhand zu fassen, die in mancher schwierigen, derben Riesenpfote fast verschwand, und räumten dem wertgeschätzten Gast den Ehrenplatz ein. Dann aber mußten Unterhaltung und Spiel weitergehen, und der Maler machte hier bei einem Gläschen gewässerten Weines — vor Alkohol hatte er geradezu Angst — seine Studien, bisweilen einige Striche auf ein Blatt des Skizzenheftes werfend. Hier herrschte malerisches Bauernleben und Volkstum in unverzerrter Eigenart, hier sprudelte der heilige Quell von Eindrücken, Motiven, Poesie und Romantik, von Urwüchsigkeit, wie es in keinem Buche steht. Hier verkehrten auch gerne die Vertreter der Malerkolonie, die sich jeden Sommer in Gutach ansiedelten, um bei Hasemann Studien zu unternehmen und im Atelier zu malen, und hier konnte man inmitten einer lustigen Bauerngesellschaft bedeutende Maler — ich nenne nur Bloos, Euler und den berühmten „Parzenmaler“ Thumann — sitzen sehen. Der bescheidenste immer: Meister Hasemann.

(Badener Land, Unterhaltungsbeilage der Freiburger Zeitung, Nummer 2, 20. Januar 1934)

Das Ettlinger Schloß als Kulisse Napoleonischer Geschichte

In seinen Mauern nahm der Franzosenkaiser zweimal Quartier

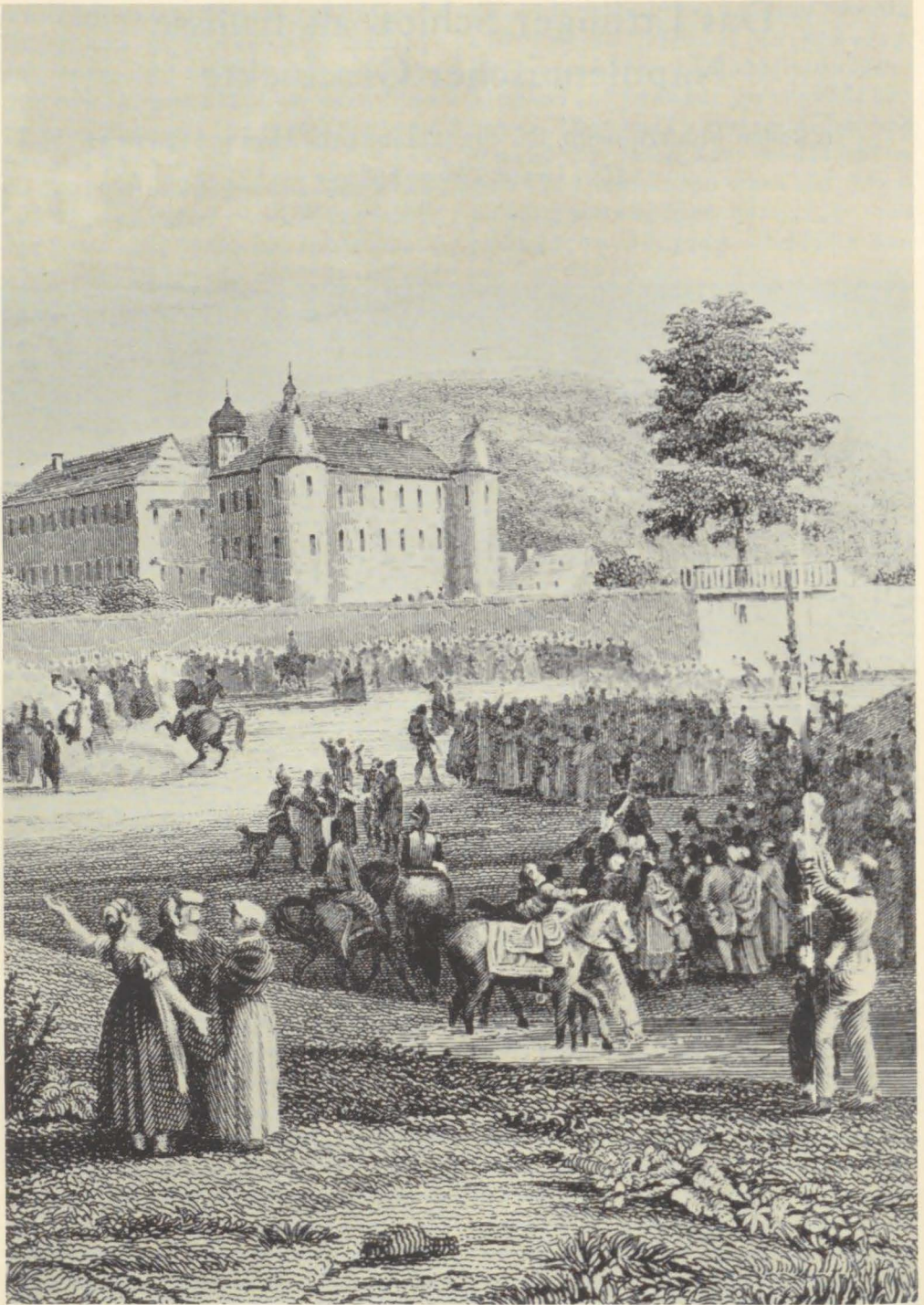
Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Nur die Kurzvisite Napoleons in Ettlingen vom Jahre 1805 zeigt das Relief der Napoleonssäule auf der Pariser Place Vendôme, nicht dagegen jene von 1809, der die Niederlage bei Aspern folgte.

Wäre man vor 25 Jahren dem Vorschlag der französischen Gesellschaft „Souvenir Napoléonien“ gefolgt, dann befände sich an der Fassade des Ettlinger Schlosses gut sichtbar eine Marmortafel, die an die Aufenthalte des Franzosenkaisers in Ettlingen am 1. Oktober 1805 und am 15. April 1809 erinnern würde. Ein entsprechendes Angebot an die Stadtverwaltung wurde damals jedoch abgelehnt mit dem Bemerkung, daß es beim derzeitigen Zustand der Außenfassade des Schlosses „geradezu eine Schande sei“, eine solche Erinne-

rungstafel anzubringen; dann geriet der Vorschlag der Gesellschaft „Souvenir Napoléonien“ völlig in Vergessenheit. Wenig beachtet wurden überdies, sieht man von lokalen Erwähnungen einmal ab, auch jene beiden Aufenthalte in Ettlingen, die für Napoleon von geradezu schicksalhafter Bedeutung wurden: Denn am 1. Oktober 1805 marschierte er mit der Armee seinem größten Sieg in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz entgegen; am 15. April 1809 war er wiederum mit französischen und rheinbündischen Truppen auf dem



Aus der Stadt waren viele Bürger herbeigeeilt, um den Franzosenkaiser zu bestaunen oder zu begaffen.

Marsch nach Österreich, wo ihn bei Aspern seine erste Niederlage erwartete. Angesichts dieser Ereignisse im Leben und in der Laufbahn des Kaisers stellt sich unwillkürlich die Frage, ob die in Stuttgart gezeigte Ausstellung „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“ nicht ebenso gut im Ettlinger Schloß am Platze gewesen wäre wie im „neutralen“ Kunstgebäude der Landeshauptstadt . . . ?

Aufenthalt von 1805 im Bild

Indessen, das zu untersuchen oder zu entscheiden, ist nun müßig. Erwähnenswert ist aber doch, daß die Station des Kaisers in Ettligen 1805, obwohl er an jenem Oktobertag nur eine Nacht im Schloß weilte, aus französischer Sicht stark beachtet worden ist. Das beweist nicht nur jene Anfrage vom Jahr 1962, sondern vor allem ein Gemälde in der Galerie Historique zu Versailles, das Napoleons Ankunft in Ettligen und seine Begrüßung durch Kurfürst Karl Friedrich, den Kurprinzen Karl und den Markgrafen Ludwig schildert. Das Bild ist ein Werk des Malers Jean-Victoire Bertin (1767—1842). Ob er Augenzeuge der Ettliger Begegnung war, ist fraglich. Dennoch hat er sie nach vermutlich sehr genauen Zeugnissen geschildert, der Ansicht von Schloß und Stadt, von Bergen und Himmel einen breiten Raum gewidmet und sich damit, was er vor allem war, als Landschaftsmaler ausgewiesen.

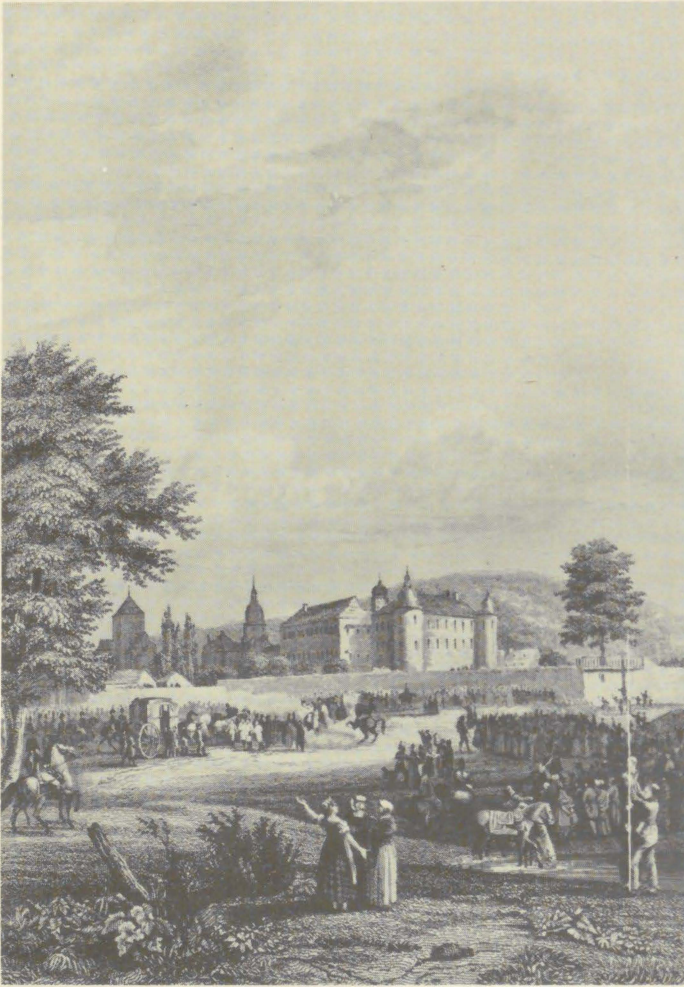
Bertins Gemälde muß sich großer Beliebtheit erfreut haben und war gewiß bei Anhängern der bonapartistischen Partei im Frankreich des Bürgerkönigs so begehrt, daß der Radierer Doherty danach einen Stich herstellte, was die Verbreitung des Bildes förderte. Doherty folgte Bertin gewissenhaft in der Schilderung und Staffage, und so kann der Ettliger von heute nicht nur das Ereignis der Napoleonischen Ankunft aus Gemälde und Stichen herauslesen, sondern auch die Reaktionen der Bevölkerung Anno 1805.

Markgräfin Amalie mied den „Emporkömmling“

Auf dem Gemälde Bertins von der Ankunft Napoleons vor dem Ettliger Schloß und auf dem danach gefertigten Stich fällt die Personengruppe bei der großen Reisekutsche besonders auf. Der Kaiser hat das Gefährt gerade verlassen, und es scheint, als bewege er sich etwas steifbeinig auf die Gruppe zu, die sich mit zum Gruß abgenommenen Hüten dem Gewaltigen nähert: Kurfürst Karl Friedrich von Baden, Kurprinz Karl, Markgraf Ludwig und Gefolge. Freilich, der Imperator hatte die Fahrt von Boulogne über Straßburg nach Ettligen in der gewohnten Hetze und auf zum Teil miserablen Wegen zurückgelegt; außerdem hatte er, sofern man den Memoiren Talleyrands Glauben schenken will, am Vortag in Straßburg einen schweren Ohnmachtsanfall erlitten.

Aber auch Kurfürst Karl Friedrich machte damals keinen kräftigen Eindruck. Ein Jahr vor dieser Ettliger Begegnung hatte den 77jährigen Greis ein leichter Schlag getroffen, und in den zurückliegenden Wochen hatten ihn politische Vorgänge mit Kümernissen und Sorgen belastet. Seine Position als Verwandter des Kaisers von Rußland und loyaler Reichsfürst nützte ihm wenig, als ihn Napoleon durch den Kammerherrn Thiard aufforderte, dem Militärbündnis beizutreten, mit dem er der neuen Koalition Österreich, Rußland und England zuvorkommen wollte. Als Lohn sollte Baden durch neue Gebiete im Breisgau vergrößert werden. Doch zu bezahlen war mit einem Kontingent von 3000 Mann, mit Fourage und Rationen, die das Land und seine Bevölkerung belasten und die ohnehin magere Staatskasse gewaltig schröpfen würde.

Aber was half's: Baden lag unter den Kanonen von Straßburg. Karl Friedrich unterschrieb am 5. September 1805, während sich französische Truppen rüsteten, den Rhein zu überschreiten, und vermutlich seufzte der alte Mann, wie so oft in dieser Zeit: „Als Mark-



Im Ettlinger Schloß traf Napoleon am 1. Oktober 1805 auf dem Siegeszug nach Austerlitz mit Kurfürst Karl Friedr. von Baden zusammen. Das große Ereignis im Schloß der kleinen badischen Stadt schildert ein Gemälde von Jean-Victor Bertin im Schloß Versailles und ein danach gefertigter Stich von Doherty.

graf war ich reich und Herr, als Kurfürst bin ich arm und ohnmächtig!“

Unsichere Kantonisten in der badischen Armee

Ohnmächtig, wenn auch vielleicht nicht ohne Verständnis, mußte er hinnehmen, daß nach Abschluß des französisch-badischen Militärbündnisses Offiziere der badischen Armee den Dienst quittierten und bei den Österreichern eintraten. Und auch unter den Soldaten herrschte Unmut darüber, in fremden Diensten zu bluten, so daß aus einem einzigen Ba-

taillon 60 Mann desertierten — vermutlich ein Grund, warum Napoleon die badischen Hilfstruppen als unsichere Kantonisten nur bei den rückwärtigen Diensten einsetzen ließ. All das stand in Ettlingen auf dem Programm, nicht zuletzt die Weigerungen des Kurprinzen und des Markgrafen Ludwig, am Feldzug Napoleons gegen Österreich teilzunehmen. Ludwig war bis vor wenigen Jahren in preussischen Diensten gewesen; dem Kurprinzen Karl aber hatte seine Mutter, Markgräfin Amalie, sogar mit ihrem Fluch gedroht, falls er an der Kampagne gegen den Kaiser in



*Am offenen Kutschenschlag
ließ sich der Imperator vom
77jährigen badischen
Kurfürsten begrüßen.*

Wien und ihren russischen Schwiegersohn, den Zaren Alexander, teilnehme.

Sie, die erbittertste Feindin des „korsischen Emporkömmlings“ am Karlsruher Hof, hatte sich auch geweigert, den Kaiser im Ettlinger Schloß zu bekomplimentieren. „Und dabei hätte ich so eine gute Gelegenheit gehabt, der Frau Markgräfin einen Krach zu machen“, schrieb Napoleon unter dem Datum des 2. Oktober 1805 aus dem Turmzimmer des Ettlinger Schlosses, in dem er nach der Überlieferung die Nacht verbrachte. Das gleiche Datum trägt ein Brief an die Kaiserin Josephine:

„Noch bin ich hier und befinde mich wohl. Heute abend treffe ich in Stuttgart ein. Die großen Bewegungen nehmen ihren Anfang; die Armeen von Baden und Württemberg vereinigen sich mit den meinigen. Alles steht gut. Ich liebe Dich.“

Es geschah, wie er schrieb, und über Ulm, das am 20. Oktober 1805 kapitulierte, eilte der Kaiser zum Sieg bei Austerlitz . . .

„Vive l'Empereur“ aus Ettlinger Kehlen

„Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer“, heißt es im „Wilhelm Tell“. Schiller

schrieb das Schauspiel 1804, und der erwähnte Satz galt sinngemäß auch ein Jahr später, am 1. Oktobr 1805, als die Ettlinger in Scharen vor die damals noch vorhandenen Mauern von Stadt und Schloß eilten, um Napoleons Ankunft mitzuerleben und um den Franzosenkaiser zu bewundern oder zu begaffen. Sein Eintreffen hatte sich offenbar rasch in den Gassen herumgesprochen, denn zum Treffen des Imperators mit dem badischen Kurfürsten Karl Friedrich hatten Amtmann und Bürgermeister die bürgerliche Kavallerie aufgeboten, wofür ihr nachher 15 Gulden aus der Stadtkasse verabfolgt wurden, und wem es dennoch entgangen wäre, der wurde vom Donnern der Salutschüsse alarmiert, die zu Ehren des Hohen Gastes „verpulvert“ wurden, was die Stadtkasse um weitere zehn Gulden zwölf Kreuzer für 18 Pfund Schießpulver erleichterte.

Leider sind diese Rechnungen die einzigen schriftlichen Zeugnisse über Napoleons Aufenthalt im Ettlinger Schloß. Um so ausführlicher hat Jean-Victor Bertin in seinem Gemälde das herandrängende Volk dargestellt, aber auch die französischen Kürassiere, die zu Pferd und zu Fuß die Menge in schickliche und sichere Entfernung abdrängen. Da und dort entdeckt man in der Schar der Neugierigen ein paar Begeisterte, die dem Kaiser zuwinken und wahrscheinlich ein ettlingerisch gefärbtes „Vive l'empereur“ zurufen. Die meisten indessen, vor allem jene in der Gruppe im Bildvordergrund, scheinen eher bekloffen, ja sogar unwillig, wie die paar besonders Wunderfitzigen, die ein abgessener Kürassier energisch zurückweist. Lediglich die drei Frauen, ganz vorne, halten ihren Platz und ereifern sich schwatzend, eine sogar mit „sprechender“ Armbewegung, über das nicht alltägliche Ereignis. Besonders fällt schließlich der Bürger auf, der sein Kind hochhält, damit es den kleinen Mann mit dem schwarzen Hut und dem grauen Mantel besser sehen kann, vor dem die großen Herren erzittern.

Was sich nach dieser Begrüßung im Schloß abspielt, erfuhren die Ettlinger natürlich damals nicht. Nichts erfuhren sie von Allianz und Truppengestellung; nichts vom Dank Napoleons an den greisen Landesherrn und der Zusicherung, man werde sich dem Kurprinzen, trotz der Weigerung am Feldzug gegen Österreich teilzunehmen, weiterhin gefällig zeigen.

Napoleone in Kirchenbüchern

Dennoch scheinen mancher Ettlinger von der Begegnung in Ettligen — sie wurde vor Jahren in einem sonst gediegenen Ausstellungskatalog irrtümlich als „Begegnung in Ettenheim“ bezeichnet — und von der Person des Franzosenkaisers stark beeindruckt gewesen zu sein. Etwa der Kaufmann und spätere Ettlinger Oberbürgermeister Ulrich Wackher. Er ließ nämlich am 28. September 1805, also schon drei Tage vor dem Empfang des Kaisers in Ettligen, sein und seiner Frau Anna Maria geborene Katzenberger neugeborenes Söhnchen auf den Namen „Franz Napoleon“ taufen, was ihm übrigens ein paar Jahre später der Bauer Kunz in Schöllbronn nachmachte und seinem Buben ebenfalls den Namen „Napoleon“ gab.

Der kleine Franz Napoleon Wackher starb, bevor er das erste Lebensjahr vollendet hatte. In Schöllbronn pflanzte sich der kaiserliche Vorname noch auf den Enkel des ersten Napoleon Kunz fort.

Im übrigen aber stand der Name nicht weiter in den Kirchenbüchern von Stadt und Umgebung. Er füllte vielmehr die Blätter der Geschichtsbücher, und dort wurde der Name Napoleon auch nicht mehr mit friedlicher Tinte geschrieben, sondern mit Blut.

1809 reichte es nur zur Kurzvisite

„Heute wird er hier erwartet und mit aller pomphafter Feierlichkeit empfangen, die man mit vier Feldstücken, sechs Glocken und zwey Hoftrompetern heranbringen kann“, schrieb Johann Peter Hebel am Morgen des

15. April 1809 aus Karlsruhe an eine Bekannte in Straßburg. Doch mittags beschloß er sein Schreiben: „Sie werden lachen, daß wir den ganzen Vormittag auf den Kayser warten, der vielleicht noch nicht einmal in Straßburg ist“. Aber Napoleon war um diese Zeit bereits nicht mehr in Straßburg, sondern war wieder einmal, wenn auch nur für ein paar Stunden, im Ettlinger Schloß abgestiegen. In schier unglaublich rascher Fahrt war er aus dem spanischen Guerillakrieg herbeigeeilt, um den österreichischen Operationen nach der Aufkündigung des Friedens von Preßburg zuzuvorkommen. So rasch, daß er sogar seine auf der Iberischen Halbinsel kämpfenden Garderegimenter in Hunderten von Kutschen und Fuhrwerken bis an den Rhein transportieren ließ.

Ebenso eilig erging an den Karlsruher Hof die Aufforderung, sich in Ettlingen einzustellen. Dieses Mal ließ sich auch Markgräfin Amalie herbei, zusammen mit der Erbgroßherzogin Stephanie, Napoleons Adoptivtochter, dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen. Was gesprochen wurde bei dieser Begegnung, ist nicht überliefert. Nur Karoline von Freystedt, die Hofdame der „Schwiegermutter Europas“ und sonst einer Meinung mit ihrer Herrin über den „korsischen Parvenue“, war von Napoleon so angetan, daß sie in ihrem Tagebuch vermerkte, wie er im Ettlinger Schloß „in der ganzen Herrlichkeit seiner Feldherrngröße von zahlreichen Generalen und Uniformen jeder Art umgeben war . . . Sein durchdringender Blick und sein heiteres, zuversichtliches Wesen machten tiefen Eindruck auf mich“.

Ettlinger auf allen Kriegsschauplätzen dabei

Indessen: Die Feldherrngröße Napoleons geriet nach seiner Ettlinger Kurzvisite im Feldzug von 1809 zum ersten Male ins Wanken. Zwar siegte er in zahlreichen Gefechten, in der Schlacht bei Essling, und nahm Wien ein, aber bei Aspern schlug der österreichische Erzherzog am 21./22. Mai 1809 den bisher

Unbesiegten, der schon beim Treffen von Regensburg am Bein verwundet worden war; möglicherweise durch einen Pistolenschuß des auf österreichischer Seite fechtenden Oberleutnants August von Berstett, der übrigens in den Jahren 1826–1828 Besitzer des Ettlinger Landguts Hellberg war, und dessen Bruder Wilhelm Ludwig als Staatsminister damals das Landhaus Wathalden besaß.

Am Feldzug gegen Österreich mußten auch badische Truppen teilnehmen, 6800 Mann, und Großherzog Karl Friedrichs Sohn aus der zweiten Ehe, Graf Wilhelm von Hochberg, wurde als Adjutant zum Marschall Masséna kommandiert. Unter den Gefallenen dieses Krieges waren zwei Ettlinger: Johann Link und Johannes Mejer.

Auch zum vorangegangenen Feldzug gegen Preußen 1806/07 hatte das Großherzogtum Baden ein Kontingent von 7459 Mann, Infanteristen, Dragoner und Husaren, sowie 20 Geschütze stellen müssen. Vor allem die Husaren hatten bei der Belagerung von Danzig schwere Verluste erlitten. Gefallen oder im Lazarett verstorben waren die Ettlinger Bürgersöhne Franz Richot, Joseph Williard und Johannes Stöhrer; knapp mit dem Leben davongekommen war der schwerverwundete Husar Michael Preißig aus Ettlingen. Nicht minder schwer waren die Verluste des „Regiments Baden“, das 1808/14 unter französischem Oberbefehl in Spanien kämpfte und das in sechs Jahren blutiger Schlachten und grausamer Guerillakämpfe von 500 auf 300 Mann Iststärke zusammenschmolz. Unter denen, die gefangen in Feindeshand fielen, befand sich der Ettlinger Amtmannsohn Franz Karl von Holzing.

Dennoch: Was bedeuteten diese Opfer gegen jenen Blutzoll, den Badener und unter ihnen auch wieder Ettlinger, in Napoleons Rußlandfeldzug zu entrichten hatten!

Gekämpft und gestorben in russischer Eiswüste

In vier großen Abteilungen hat die Stuttgarter Ausstellung „Baden und Württemberg im



Als kühner Husar bewährte sich der Wachtmeister Martin Springer von Ettlingen an der Beresina.

Foto: Wehrgesch. Museum Rastatt

Zeitalter Napoleons“ ihren rund 200 000 Besuchern dargestellt, welche politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen der Franzosenkaiser im deutschen Südwesten herbeigeführt hat. Keine andere indessen hat wohl die Betrachter mehr erschüttert als die Darstellung von Napoleons Kriegen, in denen badische und württembergische Soldaten einen furchtbaren Blutzoll für die Macht- und Ruhmgier dieser dämonischen Persönlichkeit entrichten mußten; insbesondere im Rußlandfeldzug, als der Stern des Korsen in Kälte, Eis und Schnee verblaßte. Mit einer Armee von bis dahin unbekannter Größe stieß Napoleon gegen Moskau vor. Unter den 620 000 Mann seiner „Grande Armée“ befanden sich auch 7166 Badener: eine Feldbrigade, die der 20jährige Generalmajor Wilhelm Graf Hochberg kommandierte.

Sie war, ausgenommen ein Bataillon zur Sicherung des Kriegsschatzes, noch in Bereitstellung, als der Imperator in Moskau einzog, das sich kurz danach durch eine Feuersbrunst selbst zerstörte und als Winterquartier der „Grande Armée“ untauglich wurde. Mit der Parole „Marschieren oder krepieren“ mußten die Divisionen unter den sieggewohnten Fahnen und Adlern einen furchtbaren Rückzug antreten — durch Schnee und eisigen Sturm, denn der russische Winter war ungewöhnlich früh eingebrochen.

Die badische Feldbrigade, aus dem völlig zerstörten Smolensk anrückend, traf auf die Trümmer des einstigen Riesenheeres an der Beresina, wo am 25. November 1812 französische Pioniere aus Haustrümmern zwei Brücken geschlagen hatten, „in fünf Stunden und bis zur Brust im eisigen Wasser“. Das Kriegsglück schien der badischen Feldbrigade hold, denn mit dem Gros und mit dem Kaiser der zurückflutenden Armee überschritt sie am 27. November den Fluß. Aber schon in der Morgendämmerung des nächsten Tages mußten die Badener aufs östliche Ufer zurück zur Abwehr der energisch nachdrängenden Russen. Am Abend drohten die

Regimenter des Zaren, den kleinen Brückenkopf zu umfassen.

Ettlinger als gute Soldaten und treue Kameraden

Das war die Stunde der badischen Husaren. Im Galopp attackierten sie den Feind, hauten die russischen Grenadiere in die Flucht und machten ein halbes Tausend zu Gefangenen. Da sprengten russische Kürassiere an und griffen aus der Flanke an. An der Masse dieser Panzerreiter zerschellte der Gegenstoß der Husaren, er wurde zum Todesritt des Regiments. Mit Müh und Not hieb der Husarenwachtmeister Martin Springer aus Ettlingen, selbst durch Hieb und Schuß verwundet, seinen schwer blessierten Kommandeur mit der blanken Klinge aus dem Getümmel frei und gewann mit ihm und 30 Überlebenden gerade noch vor Abbruch der Brücken das westliche Ufer der Beresina.

Hatte sich Martin Springer als tapferer Soldat bewährt, so zeichnete sich beim Rückzug in Richtung Wilna ein anderer Ettlinger als treuer und guter Kamerad aus. Er hieß Johann Vogel und stand als „Gemeiner“ beim Leib-Infanterie-Regiment. Einen Tagesmarsch von Wilna noch entfernt, sank Vogels Hauptmann erschöpft in den Schnee, unfähig noch weiter marschieren zu können. „Vogel vergaß sein eigenes Leiden“, heißt es in einem Bericht, „führte oder trug seinen Hauptmann bis vor die Tore Wilnas“, besorgte immer wieder Verpflegung und Quartier für den offenbar völlig apathischen Offizier, bis der deutsche Boden erreicht war, „und Johann Vogel — er starb am 15. Februar 1859 als gewesener Amtsdienstler — erwies sich als treu und anhänglich bis nach vollendeter Rettung.“

Von anderem, aber ebenfalls echtem Ettlinger Schlag, war der Bataillonstambour Caspar Berg. Auch er hatte den Rußlandfeldzug mitmachen müssen, doch schließlich hatte er, der seinem Kommandeur nicht mehr als „zwei, drei verschimmelte Grumbiere“ anbieten konnte, die Schnauze so voll, daß er seine

Trommel in die Beresina schmiß und ihr nachrief: „Jetzt schwimm grad no, wo d’hin willsch!“

Damit genug von den napoleonischen Souvenirs und von dem, was sie Ettlingen brachten und kosteten. Nur soviel noch: höchstens 700 Mann der badischen Feldbrigade sahen, oft erst nach Jahren in russischer Gefangen-

schaft, die Heimat wieder, unter ihnen außer Springer, Vogel, Berg und anderen der Jakob Eisele. Alle anderen Badener verschlang Napoleons Rußlandfeldzug, unter ihnen und ebenfalls neben anderen noch nicht ermittelten, den Soldaten Joseph Kast aus Ettlingen, der „in der Campagne 1812 bei Schasniki todt geschossen worden . . .“

Finanzierte die ersten Großfabriken Badens

Zum 125. Todestag des Hofbankiers Salomon von Haber

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Salomon von Haber

Das Judenedikt, das Großherzog Carl Friedrich 1809 erließ, war für die israelitischen Bürger des Großherzogtums — so in der „Badischen Geschichte“ von R. G. Haebler

nachzulesen — „ein großer und in seiner weiteren Entwicklung folgenreicher Aufbruch in die neue Zeit“. Die Richtigkeit dieser Aussage beweisen besonders eindrucksvoll Person und

Leben des Hofbankiers Salomon von Haber, Chef des Karlsruher Bankhauses S. v. Haber & Söhne, der am 23. Januar 1839 starb.

Ein halbes Jahrhundert habe er in seinem Bank- und Handelshaus gewirkt, schrieb die „Karlsruher Zeitung“ in einem Nachruf, habe sich des Vertrauens seines hohen Fürstenhauses sowie der Achtung seiner Mitbürger erfreut.

Salomon Haber hatte klein angefangen, war im Breslauer Ghetto als armer Juden Kind geboren worden und erst auf die Bahn des Erfolgs gelangt, als er um 1790 in Karlsruhe auftauchte. Der Ort war nicht schlecht gewählt. In Karlsruhe herrschte nämlich seit Gründung der Stadt eine — wenigstens für jene Zeit — beachtliche Toleranz gegenüber den Juden. Sie besaßen dort eine Synagoge, einen besonderen Friedhof und seit 1724 sogar einen eigenen Schultheißen. Salomon Meyer hieß dieser Judenschultheiß, dessen Nachkommen sich Model nannten. Er war Hof- und Kabinettsfaktor beider badischer Markgrafen, des katholischen August Georg zu Rastatt und des protestantischen Karl Friedrich zu Karlsruhe, gewesen, Proviantfaktor des Schwäbischen Kreises, ein Förderer der jüdischen Wissenschaft — und ein gestrenger Gemeindeoberer dazu. Meyer hatte nämlich beim Gründer der Stadt Karlsruhe die Anordnung erwirkt, daß fremde Juden nur dann in der Residenz sesshaft werden durften, wenn sie die Tochter einer Karlsruher Judenfamilie zur Frau nähmen.

Der Fremdling aus Breslau unterwarf sich dieser Anordnung willig und erwählte sich ums Jahr 1795 unter den mosaischen Töchtern der Stadt die 23jährige Fradel Model, die Enkelin eben dieses, inzwischen freilich verstorbenen, Judenschultheissen. Haber hatte diesen Entschluß nicht zu bereuen, obwohl ihm die Braut nur eine Mitgift im Wert von 3000 Gulden, dagegen keinerlei Aussteuer mitbrachte. Er profitierte dafür vom Ansehen und von den Verbindungen der Familie Model. Zwar war auch Fradels Vater schon tot, aber die Witwe des ehemaligen Hoffaktors,

Täubche Model, betrieb das Handlungs- und Wechselgeschäft ihres verbliebenen Gatten mit Erfolg weiter, und ihre beiden Söhne gründeten eben die angesehene Ellenwarenhandlung Gebrüder Model.

Haber, um diese Zeit bereits badischer Hofagent, assoziierte sich anscheinend zunächst mit der Schwiegermutter und bemühte sich mit ihr, begünstigt durch die beginnenden Kriegsläufe, um die Vermittlung von Anleihen und um Naturallieferungen. Obwohl es mit den Heereslieferungen nicht klappte, vermehrte die Witwe Model ihr Vermögen binnen weniger Jahre um mehr als eine Viertelmillion Gulden und stattete ihre zweite Tochter Bräunle, die sich 1802 nach Paris verheiratete, so glänzend aus, daß Haber unverzüglich auf Gleichstellung seiner Frau Fradel klagte. Aber die Schwiegermutter obsiegte über den verbitterten Eidam, der es inzwischen auch zum preußischen Hoffaktor und zu einem eigenen Vermögen gebracht hatte, das auf 15 000 Gulden Barmittel geschätzt wurde.

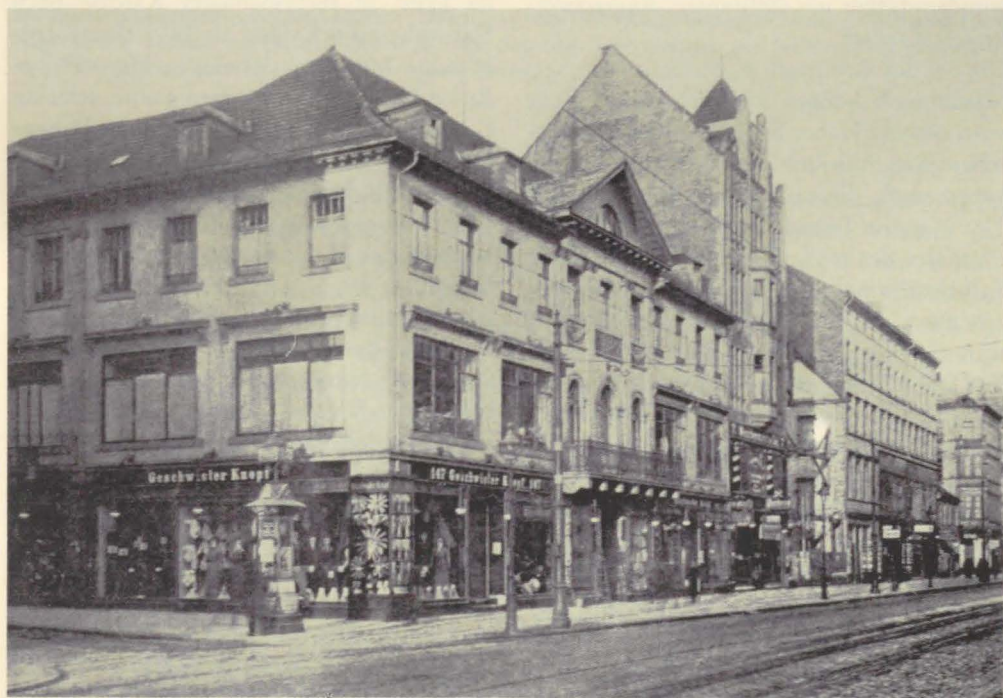
Mit diesem vergleichsweise noch bescheidenen Anfangskapital scheint sich Salomon Haber auf „eigene Beine gestellt“ zu haben. Ob er sich für seine kleine Bank Heereslieferungen ergatterte, ob er sich mit anderen Geldleuten und Kriegskommissaren in gewinnbringende Transaktionen teilen konnte, läßt sich nicht mehr feststellen — Buchhaltungen trug man zu jener Zeit noch im Kopf. Feststeht allein, daß die Finanzen der Markgrafschaft Baden seit langem in bejammernswertem Zustand waren, daß sich die Defizite im Etat des Kurfürstentums Baden infolge der Rüstungsausgaben und Kontributionen laufend vergrößerten, und daß auch das Großherzogtum Baden in eine finanzielle Malaise ohne Ende geriet. Kein Wunder übrigens, wenn man bedenkt, daß es noch keine genaue Trennung zwischen Staatskasse und fürstlicher Schatulle gab; daß Schulden aus dem längst erloschenen Hause Baden-Baden den Etat belasteten; daß der Prinz Louis bei seinem flotten Offiziersleben in Preußen Tau-

sende von Gulden verjubelt hatte; daß die leichtlebige Reichsgräfin von Hochberg das Geld förmlich zum Fenster hinauswarf; daß sich immer mehr Hofhaltungen in der Residenz etablierten, die zudem vergrößert und durch Friedrich Weinbrenner zu einer repräsentativen Hauptstadt ausgebaut wurde; daß mit dem Anfall neuer Gebiete an das Großherzogtum auch kurpfälzische, vorderösterreichische und Schulden vormals geistlicher Gebiete von Baden übernommen werden mußten. Den Finanzministern des Großherzogtums, mochten sie von Türckheim, von Dalberg oder von Sensburg heißen, blieb immer nur ein Ausweg: jedes Loch im Haushalt mußte durch Anleihen gestopft werden.

Chancen über Chancen für Salomon Haber, um aus einem kleinen Bankier zu einem Stern erster Ordnung am Nachthimmel badischer

Finanzverhältnisse zu werden — zunächst noch neben David Seligmann, alias Baron von Eichthal, und neben Elkan Reutlinger, der ein dunkler Ehrenmann war und für Haber auch als Glaubensgenosse eine „Bête noire“ blieb, wiewohl die beiden Anno 1803 zusammen die erste große Anleihe von 300 000 Gulden für Baden zusammenbrachten.

1807 besorgte Haber bereits allein ein Anlehen von 100 000 Gulden beim Haus Türckheim in Straßburg. 1809 schoß er der Staatskasse aus eigenen Mitteln 74 000 Gulden vor. Im gleichen Jahr noch lieh Haber der Generalkasse 60 000 Gulden in bar und 18 000 Gulden in Obligationen und besorgte sodann weitere Barmittel in Höhe von 300 000 Gulden. Bis zum Jahre 1812 hatte er mit seinen Anleihen alle anderen Geldgeber des Großherzogtums überrundet und wurde daraufhin



Seit 1816 bewohnte der Hofbankier Salomon Haber eines der größten Häuser der Residenz, Ecke Lamm- und Lange Straße. Später im Besitz der Geschwister Knopf und mit Schaufenstern im Erdgeschoß als Ladenlokal genutzt, bestand es bis 1912. An seiner Stelle wurde das Warenhaus Knopf erbaut.

unterm 10. September 1812 von Großherzog Karl zum Hofbankier ernannt, gegen das Veto des Finanzministers, und obwohl es gar keine Hofbank gab.

Auch in den folgenden acht Jahren, als das Großherzogtum Baden zu Napoleons Rußlandfeldzug eine Feldbrigade aufstellen, dann in die Front wider den Korsen einschwenken und schließlich auf dem Wiener Kongreß und vor der Heiligen Allianz seinen Bestand durchsetzen mußte, gewährte der Hofbankier Haber Anleihe auf Anleihe. Zuletzt und auf einen Schlag die gigantische Summe von fünf Millionen Gulden, über deren Empfang Großherzog Ludwig am 1. September 1820 mit Höchstseiner Unterschrift quittierte.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte das Großherzogtum Baden 20 Millionen Gulden aufgenommen, und Salomon Haber hatte davon selbst 8½ Millionen „realisiert“. — „Herbeigezaubert“, wie seine Zeitgenossen teils bewundernd, teils mit süffisantem Augenzwinkern feststellten.

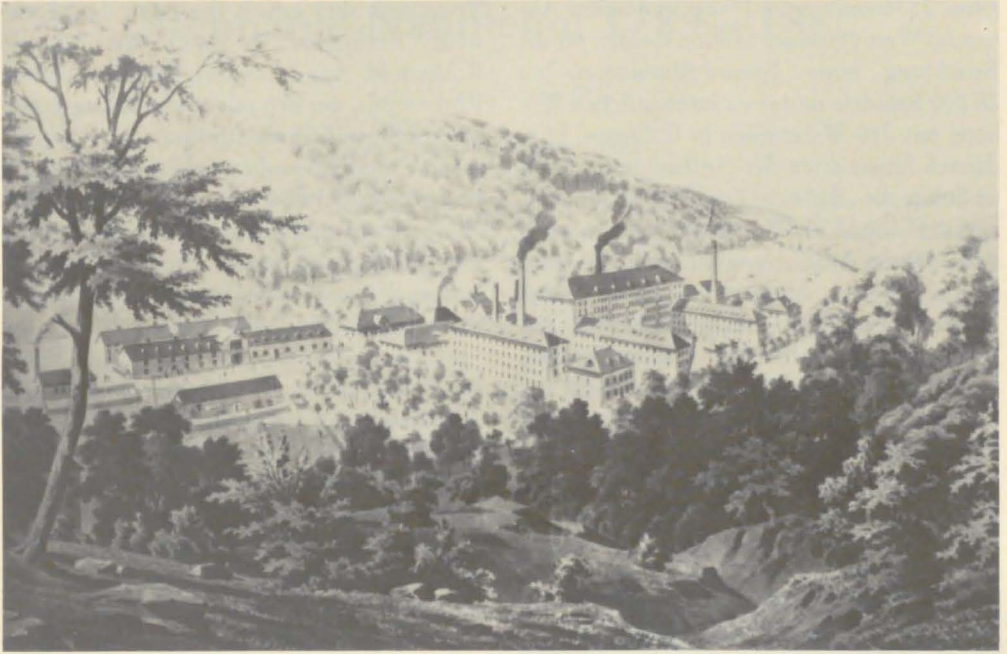
Um bei den Realitäten zu bleiben: von „herbeizaubern“ konnte natürlich keine Rede sein, obwohl Haber die ersten und noch bescheidenen Anleihen aus Quellen erschöpft haben muß, die nirgends verzeichnet sind. Erst in jenem Jahrzehnt, als aus dem kleinen Hofjuden der große Hofbankier wird, lassen sich Habers vielfältige Geschäftsbeziehungen erkennen. Neben Türckheim in Straßburg waren es die Frankfurter Banken Gebrüder Bethmann und Johannes Goll, die Salomon Haber bereitwillig und vertrauensvoll Kredite gewährten, und schließlich tauchte dahinter das Haus Rothschild auf, um mit enormen Summen dem „badischen Rothschild“ an die Hand zu gehen. Einleuchtend, daß Salomon Haber bei diesen Transaktionen für sich bedeutende Provisionen und Zinsgewinne verbuchen konnte. Daß er bei seinen Geschäften steinreich wurde, verbarg der Herr Hofbankier keineswegs. Sein Haus am Schloßplatz — später baute Heinrich Hübsch an seine Stelle das Finanzministerium — übernahm mit Vergnügen der Markgraf Friedrich als Palais.

Prächtiger noch geriet das Wohngebäude, das sich Haber vermutlich durch den Baumeister Friedrich Arnold Ecke Lange Straße und Lammgasse erbauen ließ, das aber 1912 dem Neubau des Kaufhauses Geschwister Knopf weichen mußte. Der Skandal-Chronist Eduard Vehse wußte mit der ihm eigenen Übertreibung zu berichten, „es habe hundert Fenster nach der Hauptstraße heraus gehabt“. Im übrigen führte Haber, vor allem nach seiner späteren Nobilitierung, das Leben eines Grandseigneurs, trat der Museumsgesellschaft bei, wurde Mitgründer des Badischen Kunstvereins — und erweckte damit natürlich den Neid.

Zweimal richteten sich folglich antisemitische Ausschreitungen wider Salomon Haber, ohne daß ihm indessen ein Haar gekrümmt wurde. 1816 schützte ihn Großherzog Karl vor den Demonstrationen und brachte Haber, der sich zu dem Fürsten nach Steinbach geflüchtet hatte, in sechsspänniger Karosse nach Karlsruhe zurück. Und als 1819 eine aufgeputschte Menge mit zornigen Hepp-Hepp-Rufen Habers Haus stürmen wollte, schickte Großherzog Ludwig eine Schwadron Dragoner, welche die Tumultuanten rasch zerstreuten. — So flüchtete sich der Neid auf den jüdischen Parvenu zuletzt in den Witz, und man erzählte sich in der Residenz nicht ohne Behagen:

Als der Fürst von Fürstenberg dem Hofbankier einen Besuch abstatten wollte, habe Frau von Haber dem Besucher einen Stuhl angeboten mit den Worten: „Setz Er sich doch, Fürstenberg; mein Mann, der Herr Baron, kommt gleich!“

Ob wahr oder, wahrscheinlicher, ob erfunden — die Karlsruher Hofgesellschaft jener Tage hatte nicht die Qualitäten, um einem Selfmademan wie Haber sonderlich imponieren zu können. Dennoch gelüstete es den Hofbankier nie nach der Rolle eines Süß Oppenheimer, und Habers politische Ambitionen erschöpften sich, wenigstens nach außen hin, in Bemühungen, die staatsbürgerliche Stellung seiner Glaubensgenossen, die in Baden



Mit einer Kapitalausstattung von 1 Million Gulden und einer Aktienausschüttung in gleicher Höhe finanzierte das Bankhaus Salomon von Haber & Söhne 1836 die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen: die erste der drei größten Fabriken des Großherzogtums Baden.

durch die Konstitutionsedikte Karl Friedrichs geradezu vorbildlich gesichert war, weiter zu erhalten und zu festigen. Er zögerte deshalb nicht zu intervenieren, als in der II. Badischen Kammer Bestrebungen offenbar wurden, die Verfassung zum Nachteil der Juden abzuändern. Ein von ihm erwirktes Schreiben aus dem Hause Rothschild genügte, um alle Versuche zur Beeinträchtigung der Gleichberechtigung der Juden fürderhin abzustellen. Dennoch und trotz aller Treue zur angestammten Religion, war Salomon von Haber beileibe kein orthodoxer Jude. Er wirkte wohl als Oberrat in der Karlsruher Synagogengemeinde, galt jedoch eher für freisinnig. Liberal verfuhr er bei der Erziehung seiner neun Kinder, die später fast alle evangelische Christen wurden; liberal wirkte er für das finanziell so schwerbedrängte Großherzogtum Baden, so daß selbst die kritischsten Historiker

bestätigt fanden, was Großherzog Ludwig im Jahre 1829 in den Adelsbrief für Salomon von Haber vermerken ließ: der Hofbankier habe im Verlauf vieler Jahre und unter schwierigen Verhältnissen dem Haus und dem Land Baden aufrichtige Anhänglichkeit und mannigfaltige getreue Dienste erwiesen.

Das war freilich nur der Dank für die Sanierung der Staatsfinanzen und berührte mit keinem Wort jene Unternehmungen, die Salomon von Haber zu dieser Zeit vorbereitete, um dem Großherzogtum nach einem stabilen Staatshaushalt auch zu einem wirtschaftlichen Potential zu verhelfen. Kaum war nämlich Baden dem Deutschen Zollverein beigetreten, stellte das Bankhaus Salomon von Haber, in dessen Direktorium nun auch des Hofbankiers begabter Sohn Louis saß, seine Kapitalkraft zur Gründung von drei industriellen Großunternehmungen zur Verfü-

gung. 1836 emittierten Haber und Söhne Aktien im Wert von einer Million Gulden für die Errichtung einer Baumwollspinnerei mit 26 000 Spindeln und einer mechanischen Weberei mit 750 Webstühlen in Ettlingen; kurz danach finanzierten der Hofbankier und seine Söhne die „Badische Gesellschaft für Zuckerfabrikation“ in Waghäusel; und als man sich 1838 im Großherzogtum zum Bau einer Staatseisenbahn entschlossen hatte, stellte Haber die Geldmittel für eine großzügige Erweiterung der Karlsruher Maschinenfabrik Keßler zur Verfügung, so daß dort schon 1841 die erste in Süddeutschland erbaute Lokomotive das Werk verließ.

Der alte Salomon von Haber erlebte diesen Tag nicht mehr. Dem am 24. Januar 1839 hochbetagt Dahingegangenen enthielt das Schicksal diesen Triumph vor; es ersparte ihm dafür aber auch die vernichtende Katastrophe, die am 10. Januar 1848, am Vorabend der Revolution, über sein Haus hereinbrach. Seit vier Jahren schon kränkelte das Unternehmen, das sich mit den großen Kapitalinvestitionen zweifellos übernommen hatte. Den

Todesstoß aber erhielt die Bank des „badischen Rothschild“ — durch die Dynastie Rothschild. Angeblich auf Betreiben Lionel Rothschilds, der sich mit einem Schlag gegen die kontinentale Industrie einen Sitz im britischen Unterhaus erobern wollte, kündigte die Frankfurter Großbank ihren Kunden die seit vielen Jahren gewährten Kredite und entfeselte damit einen Bankkrach, in dessen Verlauf auch die Bank Salomon von Haber & Söhne liquidieren mußte.

Die Gefahren für die Haberschen Industrie-Gründungen konnte der dank Habers Finanzpolitik wiedergesundete badische Staat abwehren, und er erhielt so — wenn man von den aus dem Karlsruher Haus hervorgegangenen Banken in Wien und in Österreich einmal absieht — wenigstens einen Teil vom Lebenswerk des „badischen Rothschild“: eines Mannes, der in einem kleinen Großherzogtum zwar als großes Finanzgenie gelten durfte, innerhalb der internationalen Hochfinanz aber doch nur ein kleiner Figurant geblieben war.

Stephanie Napoleon, 1789—1860

Großherzogin von Baden

Leonhard Müller, Karlsruhe

Manche kennen sie nur im Zusammenhang mit der Kaspar-Hauser-Legende, die in den letzten 150 Jahren ein Schrifttum ausgelöst hat, das Bibliotheken füllen kann, und bis zum heutigen Tag wird weitergerätselt. Stephanie Beauharnais verdient aber mehr Aufmerksamkeit als lediglich jenes Ereignis, 1812 unter Lebensgefahr einen Sohn geboren zu haben, der schon nach 17 Tagen wieder starb, nach einer Nottaufe ohne Namensgebung. „Gichter mit Stickfluß“ hieß der ärztliche Befund, d. h. Krämpfe mit Blutungen im Gehirn. Und daran rankten sich nun die Vermutungen, Gerüchte, Kombinationen, der 1828 auftauchende junge Mann, dem man den Namen Kaspar Hauser gegeben hatte, sei der badische Kronprinz, der in einem finsternen Intrigenspiel seinerzeit beiseite geschafft worden sei.

Wir wissen nur sicher, daß für Stephanie der frühe Tod des ersten Sohns — ein zweiter, Alexander, lebte auch nur ein Jahr — ein sehr schmerzliches Ereignis war. Unter dem 20. Dezember 1812 schrieb die Dreiundzwanzigjährige an Napoleon: „... Ich war so glücklich, Eurer Majestät mitteilen zu können, daß ich einen Sohn hatte, Sie zu bitten, ihn zu lieben, ihn zu schützen. Ein Sohn ließ mich viel Kummer vergessen und war sehr nötig in einer Lage, deren Verpflichtungen manchmal schwer sind. Ich habe alle meine Hoffnungen aufgeben müssen, und ich finde den Mut, dieses Unglück zu ertragen, nur in der Überzeugung, daß Eure Majestät daran Anteil nehmen. . . .“¹⁾

Der Lebensweg dieser Frau wurde von manchem trüben Ereignis überschattet und auch der Glanz der Throne bot da nur wenig Trost. Wer hätte dies der kleinen Stephanie Adrienne Louise de Beauharnais an der Wie-

ge gesungen, als sie am 28. August 1789 in Versailles geboren wurde. Die Mutter starb drei Jahre später, der Vater, Graf Claude de Beauharnais, Offizier in der königlichen Garde, emigrierte und überließ einer Freundin des Hauses, Lady Bath, die Sorge für das kleine Mädchen. In Südfrankreich wuchs sie unter dem Schutz von Nonnen auf, und eines Tages hätte sie eine vielleicht recht glückliche



Erbgroßherzogin Stephanie vor dem Mannheimer Schloß, Gemälde von J. Orth, 1806

Ehe geschlossen, wenn sie nicht eine Beauharnais gewesen wäre.

Ihre Tante, Josephine Tascher de la Pagerie, war in erster Ehe mit Alexandre aus jenem Hause Beauharnais verheiratet gewesen, das sich 1756 in die ältere Linie der Marquis und der jüngeren der Grafen geteilt hatte. Die spätere Frau Napoleons war also eine entfernte Verwandte jenes jungen Mädchens, von dem der Erste Konsul hören mußte, daß es auf Kosten einer Lady aus dem feindlichen England erzogen würde, ein schwer erträglicher Umstand für den familienbewußten Korsen, der sich auch um die entferntesten Glieder einer umfangreichen Sippe kümmerte. Stephanie wurde nach Paris geholt und in eine junge Dame von Rang verwandelt, von der Frisur — Tituskopf à la mode statt gedrehter Locken — bis zur Allgemeinbildung im Institut der Madame Campan, einstiger Vorleserin der Königin Marie Antoinette, die nun etwa 100 junge Mädchen aus altem und neuem Adel zu erfolgreichen Debütantinnen erzog.

Und wieder griff Napoleon, nun Kaiser von Frankreich, in das Leben der recht erfolgreichen, da intelligenten Schülerin ein, weil sie als Schachfigur im großen Spiel um ein Empire français gebraucht wurde.

Schon die Revolutionsheere im 1. Koalitionskrieg hatten den Rhein als natürliche Grenze proklamiert. Unter Napoleon sollte dies auf Dauer realisiert werden; die deutschen Fürsten wurden auf dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 im Zuge der Säkularisation und Mediatisierung für die verlorengegangenen linksrheinischen Gebiete reichlich entschädigt. Die kleine Markgrafschaft Baden wuchs um das Vierfache, und dem klugen Freiherr von Reitzenstein gelang es als badi-schem Gesandten einerseits seinem zögernden Markgrafen klar zu machen, daß „unter den Kanonen Straßburgs“ nur ein Bündnis mit Frankreich die Existenz sichern könne, andererseits Napoleon zu verdeutlichen, daß ein einziger, leistungsfähiger und kooperativer Staat am Rhein für ihn von großem Nut-

zen sein könne. Mit dem Rheinbund schuf sich Napoleon eine Kette von Satellitenstaaten, die ihm die nötige militärische und finanzielle Hilfe leisten sollten. Das Haus des von ihm geachteten, ja geschätzten Karl Friedrich, seit 1804 Kurfürst von Baden, wollte er auch familiär mit seiner Sippe verbunden sehen, und so war beschlossen, daß der Enkel Karl, dessen Vater 1801 tödlich verunglückt war, Stephanie de Beauharnais heiraten werde.

Die Siebzehnjährige war in mehrfacher Weise erschrocken und verängstigt: die heitere Atmosphäre von Paris und seinen eleganten Vororten verlassen zu müssen, und in ein Land zu ziehen, dessen Sprache sie nicht kannte, einen Mann jetzt schon zu heiraten, der ihr ebenso fremd war — da konnte der Hinweis von Tante Josephine, daß Baden ganz nahe an Frankreich grenze, nur wenig trösten. Zudem war der künftige Bräutigam verlobt, aber dieses Problem löste Napoleon bald. Die Markgräfin in Amalie, Schwiegertochter des Großherzogs, war entschieden gegen die Verbindung mit einer ihr nicht standesgemäß erscheinenden Französin, aber Napoleon adoptierte einfach Stephanie, aus der nun eine „Altesse Imperiale, Madame la Princesse, fille adoptive de S. M. l'Empereur et Roy“ geworden war. Am 7./8. April 1806 wurde die standesamtliche und kirchliche Trauung vollzogen. Stephanies Aussteuer war prächtig. Selbst die Hälfte der 500 000 Franken — die andere Hälfte hatten Lieferanten und Hofdamen unterschlagen — reichte, um im spartanischen Karlsruhe glänzend aufzutreten. Und da war noch der Breisgau samt anderer Gebiete sowie die großherzogliche Krone einer königlichen Hoheit, die Karl Friedrich im Juli 1806 erhalten sollte.

Die Ehe mit dem drei Jahre älteren Karl fand zuerst kaum statt. Der Erbprinz war letharg, ja faul, aktiv nur bei Orgien in den Gesellschaften seines Onkels Ludwig, der 1811 dem Neffen als Großherzog folgen sollte. Stephanie bewohnte allein das ihnen zugewiesene Mannheimer Schloß, während ihr Mann sein



Großherzogin Stephanie.

Radierung von Francis Holl

kräftezehrendes Junggesellenleben weiterführte. Wie hatte die Bevölkerung den Einzug des Erbherzogs und seiner Frau in Mannheim gefeiert. „An der Stadtgrenze war ein Ehrentor errichtet, und der Stadtdirektor hielt eine französische Begrüßungsrede. Sodann bestieg das junge Paar einen offenen Sechsspänner, der von der berittenen Bürgerwehr begleitet wurde.“²⁾

Bald erkrankte Stephanie und Napoleon schrieb an den Großherzog einen deutlichen Brief. „Mein Bruder, Eure Hoheit wissen nicht, wie schlecht meine Tochter behandelt wird, sonst hätte Ihr gutes Herz und die Freundschaft, die Sie für mich empfinden, Sie veranlassen müssen, Abhilfe zu schaffen . . .

Ich bereue jeden Tag die von mir veranlaßte Heirat. Ihr Enkel ist das Unglück einer Prinzessin, deren er nicht würdig ist.“ Und im Brief an Karl hieß es: „Hätte ich Deinen Charakter gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, hätte ich mich gehütet, Dir ein mir teures Wesen zur Frau zu geben. Willst Du Dich weiter so benehmen, schicke mir meine Tochter zurück.“³⁾

Politisches Kalkül machte nun eine Annäherung ratsam, und 1811 gebar Stephanie eine Tochter. Im gleichen Monat Juni starb der greise Karl Friedrich und sein Enkel bestieg den Thron. Nach dem raschen Tod des ersten Sohns schien sich eine Zuneigung zwischen den beiden noch immer recht jungen Eheleu-

ten anzubahnen. Aber auf die Position der Großherzogin fiel bald der Schatten des Niedergangs ihres Adoptivvaters, und beinahe wäre das Land des sehr spät auf die Seite der Alliierten übertretenden Großherzogs zerrieben worden. Aber sein Schwager, der russische Zar, war ein wohlgesonnener wie mächtiger Verbündeter. Auf dem Wiener Kongreß vergnügte sich Karl diesmal mit einer ungarischen Mätresse, erkrankte bald und starb 1818 nach längerem Siechtum.⁴⁾ Zuvor war es gelungen, ihn zur Unterschrift unter die landständische Verfassung zu bewegen, eine der frühesten in Deutschland, und Karlsruhs Bürger errichteten ihm zum Dank einen Obelisk, der heute noch den Rondell-Platz ziert. Mit 29 Jahren war Stephanie eine junge Witwe, die im Mannheimer Schloß einen bescheidenen Hof hielt. Man anerkannte in Karlsruhe zwar ihre Verdienste um die Vergrößerung Badens, aber angesichts schlechter Finanzen wurden Erhöhungen der Bezüge abgelehnt. Bewilligt wurden lediglich 30 000 Gulden für die Erziehung der drei Töchter. Das geistige Leben war an diesem Hof umso reger. „Die junge Witwe lebte den Studien, sie malte, sie las, sie komponierte, sie sah die Gesellschaft um sich, die ihr genehm war . . . Auf den ersten Blick sah man ihr die Französin an; sie zwang sich, deutsch zu sprechen, sie sprach es jedoch mit einem ans Komische grenzenden fremden Accent, mit mehr Leichtigkeit und Richtigkeit schrieb sie die Sprache ihrer zweiten Heimat“ berichtet Baron von Ungern-Sternberg, der 1828/30 einen „himmlisch schönen Winter und Sommer im kleinen Mannheim“ verbracht hatte.⁵⁾

Später, nach einer Italienreise 1831/32, wurden Fäden zur Universität Heidelberg geknüpft, und der Historiker Johann Christoph Schlosser, der seiner Gastgeberin seine „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“ widmete, war häufiger Gast. „Damals herrschte brillante Geselligkeit in Mannheim“ schrieb Prinz Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, als Ehemann für die Tochter Josephine vorgesehen. „Die Großherzogin war das

Zentrum, das belebende Element! Eine zahlreiche, englische, vornehme Kolonie gab dem geselligen Leben einen kosmopolitischen Anstrich.“⁶⁾ Auch die anderen beiden Töchter konnte Stephanie günstig verheiraten, und drei Enkelinnen wurden Königinnen von Sachsen, von Portugal, Fürstin von Monaco, Enkel Karl König von Rumänien.

Engen Kontakt hielt sie mit Hortense Beauharnais, Tochter Josephines aus erster Ehe und spätere Ehefrau des zum König von Holland eingesetzten Bruder Napoleons, Louis Bonaparte, und deren Sohn, Louis Napoleon. Dieser bereitete im Baden-Badener Schloß, Stephanies Sommerresidenz, 1836 seinen ersten Putschversuch vor.

Die Revolution 1848/49 verfolgt die politisch sensible Großherzoginwitwe mit lebhafter Anteilnahme. Am 17. Juli 1849 trägt sie in ihre Aufzeichnungen ein: „Der Prinz von Preußen ist am 25. in Karlsruhe eingezogen, nachdem er Mannheim und Heidelberg ohne große Schwierigkeiten hatte besetzen lassen und in Karlsruhe ohne Kampf einmarschiert ist. Die provisorische Regierung hat sich nach Offenburg zurückgezogen, die Armee der Aufständigen hat sich in der Murggegend gesammelt nach einem Kampf, bei dem der Sieg sehr umstritten war. Die unglücklichen badi-schen Soldaten schlagen sich wie Leute, denen nichts anderes als der Tod übrig bleibt. . . . Ich wage es nicht laut zu sagen, aber wenn ich einen unterirdischen Weg finden könnte, der sie vor diesem sicheren Tod retten und uns davon befreien könnte, ich würde ihn ausgraben.“⁷⁾

Mit dem Aufstieg Louis Napoleons zum Kaiser der Franzosen fällt zunächst neuer Glanz auf die Adoptivtochter des ersten Napoleon. Aber die wachsende antifranzösische Stimmung mußte auch Stephanie in Mannheim bald spüren.

Auf ihren Reisen nach Paris, Baden-Baden und ihrem südbadischen Landgut, Schloß Umkirch bei Freiburg, versuchte sie in politischen Gesprächen zwischen Frankreich, Preußen und Österreich auszugleichen, sah

sie doch Prinz Wilhelm von Preußen wie Bismarck bei sich als Gäste. Napoleon III. gewährte ihr eine Pension von 50 000 frs und Stephanie führte wieder wie einst den Titel „Kaiserliche Hoheit“. Krankheit zwang sie zu längerem Aufenthalt im Süden, und am 31. Januar 1860 meldete die Karlsruher Zeitung ihren Tod. „Unser erhabenes Fürstenthaus — und mit ihm die durchlauchtigste französische Kaiserfamilie — haben ein edles Glied verloren, das, einer weltumgestaltenden Periode der Geschichte angehörig und von den mächtigsten Schicksalswehen berührt, ihnen überaus teuer war, und das Volk beklagt den Hintritt einer Fürstin, die ihm wegen ihrer reichen Vorzüge des Geistes und Herzens, sowie wegen der großen Verdienste, die Sie sich nach den verschiedensten Richtungen erworben, ein Gegenstand der reinsten und innigsten Verehrung geworden war.“⁸⁾

Das war nicht nur volltönende Hofsprache; schon die junge Großherzogin hatte sich um Mannheim verdient gemacht, als sie den Wunsch seiner Bürger nach einer Gartenanlage unterstützte. Trotz hoher Kriegslasten wurde 1808 ein großzügiges Projekt reali-

siert, das von der Sternwarte, an der Rückfront des Schlosses, am Rheinufer bis zum Anfang der heutigen Stepkaniepromenade reichte; eine Marmorstatue am Eingang zum Waldpark erinnert heute an die Initiatorin. Neben manchen Dotationen sticht die Errichtung eines Waisenhauses heraus, das im Quadrat D 7 eingerichtet wurde als Dank an eine Stadt, in der sie — mit Unterbrechungen — über fünfzig Jahre gelebt hat. Eine Französin, die bewußt als Deutsche leben wollte, eine Frau mit Bildung und sozialem Verständnis — unter den Zeitgenossinnen ihres Ranges eher eine Ausnahme als die Regel.

Anmerkungen

¹⁾ Paris Archiv, Auswärtige Angelegenheiten, gedruckt bei Bapst, Anhang I, No XXVII und XXIX.

²⁾ Rudolf Haas, Stephanie Napoleon, 1976, S. 29

³⁾ a. a. O., S. 35

⁴⁾ Auguste Fournier, Die geheime Polizei auf dem Wiener Kongreß, S. 244

⁵⁾ Haas, S. 55/56

⁶⁾ a. a. O., S. 71

⁷⁾ a. a. O., S. 85

⁸⁾ a. a. O., S. 95

Varnhagen von Ense über Stephanie Napoleon

Aus: Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens

Das ganze Hofleben in Karlsruhe bestand ohnehin fast nur in kleinlichen Eifersuchten und Rücksichten. Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft thaten fast nichts, als einander gegenseitig beobachten, über jede Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, so lebte man un- ausgesetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er sorglichst im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Lustigkeit eines offenen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgestellte Netze und Fallen, kleine Listen und Tücken, denen allen zu entgehen fast nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was schadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den sie gierig erschnappten, und den man selber doch nur zum Wegwerfen bestimmt hatte? Die Fremden nun erst recht brauchten sich gar nicht um dies Wesen zu kümmern, sobald sie nur den Muth hatten sich darüber wegzusetzen. Aber angenehm konnte die Hofgesellschaft unter diesen Umständen nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichstes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu geben; sie wünschte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß seine Gesundheitsumstände Besorgniß einflößten. Dem letztern Zweck stimmte er selbst eifrig genug bei, er hätte gar zu gern seinen Gegnern den Verdruß angethan, sich in wenn auch nur geheuchelter Rüstigkeit sehen zu lassen; allein wenn es zur That kommen sollte, überwog doch allzu stark das Gefühl der wirklichen Unlust und Schwäche, und er hielt sich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den

Spieltisch bei Hoffesten, allein der Eindruck seiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß sein Mißmuth und seine Verdrossenheit sichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Besorgniß hegte, ihm könnte bei solcher Gelegenheit etwas geschehen; man mußte sich begnügen, unter der Hand auszustreuen, er sei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt sein, um desto sicherer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin fiel, mußte sie den Schein davon möglichst entfernen, und während sie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein lassen durfte, weil er selbst ungern sie vermißte und auch wirklich nur einzig durch sie noch einige Haltung empfing, hatte sie öffentlich die arglose Fröhlichkeit vorzustellen, zu der Jugend und Verhältnisse sie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und schönstem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Gestalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die schönsten Anzüge und Ludwig Robert's sinnreiche Reimsprüche aufgeboden waren, gab dazu die günstigste Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu sagen, sie antwortete jeder unvorbereitet in anmutigster, geistreichster Weise, sagte jeder etwas Passendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, solchen Aufwand, der des größten und feinsten Hofes würdig gewesen wäre, an solch rohes Volk vergeudet zu sehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren.

Der Karlostag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Festlichkeit sah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenan-

züge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß solch ein kleiner sich zum großen aufblühender Hof, größtentheils aus dem Kehrlicht des Adels und dem Moder früheren Geltens zusammengebracht, in unsrer Zeit doch ein abgeschmacktes Ding sei! Peinlich für Alle, für die sogenannten Herrschaften wie für das Gesinde, hat das ganze Wesen längst keine Bedeutung mehr; von Macht, Ehre und Annehmlichkeit ist kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verstand und Charakter übrig geblieben, sind die entschiedensten Verächter des Bodens, auf dem sie leben, und von dem sie doch nicht lassen können. Mit welcher Wuth äußerte bei solcher Gelegenheit einst Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen solle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben sei! Niemand sah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißnerische des Hofwesens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit solcher Umgebung, als die Großherzogin, sie sprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, das sie verurtheilt habe, dieser unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehn zu können. Bei öffentlichen Anlässen sprach sie gern und meist länger mit mir als den Andern recht war, aber stundenlange Unterredungen ergaben sich ungestört und ohne Aufsehen bei ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Walsch, wo sowohl die politischen Anliegen und Besorgnisse als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, besonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit besprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorsicht gefolgt werden; der Gegenstand berührte zu tief die empfindlichsten Wunden des eignen Geschicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerstrei-

tenden Empfindungen offen darzulegen, die in sich selber noch keineswegs zum Abschlusse gekommen waren. Stephanie war in der tiefsten Ehrerbietung für den Kaiser aufgewachsen, sein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, später sie selbst emporgehoben in diesen Strahlenkreis; die persönliche Nähe konnte den Zauber dieser Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niedrer Denkart, prägten sich dem jugendlichen Sinne tief ein; die schlechte Behandlung, die Verstoßung der Nächsten, der Kaiserin Josephine, der Geschwister Beauharnais, die besonders auch ihre Nächsten waren, hatten Stephanien hart berührt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrscher, vor dessen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die staunende Bewunderung seiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche solcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrücken. Als mit seinen Fehlern auch seine Unglücksfälle zunahmen, und endlich seine Macht furchtbar zusammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in dessen Sturz alle seine Angehörigen mehr oder minder den eignen sehen mußten, die Oberhand über die sonstigen Mißstimmungen gewonnen, und sein Geschick auf der einsamen Insel erweckte die heißesten Mitgeföhle. Doch die Größe des Unglücks führte von selbst auf die Betrachtung der Ursachen desselben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßlose, blinde Selbstsucht und freche Menschenverachtung diesen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den Menschen war demnach kein günstiges, wollte jedoch den Helden und seinen Ruhm nicht preisgeben, am wenigsten solchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen schien. Als ein solcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austausches der Meinungen und Ansichten, ehe sich die Großherzogin sicher genug glaubte, ihre eignen zwiespältigen Gesinnungen in Betreff Napoleons mir völlig zu enthüllen.



VON JETZT AN ARBEITET NUR NOCH IHR GELD

Wer sein Leben lang gearbeitet hat, hat das Recht auf einen Ruhestand, der seinen Namen auch wirklich verdient.

Einen Ruhestand, der Ihnen endlich Zeit läßt, all das anzupacken, was in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu kurz gekommen ist.

Denn mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hört das aktive Leben ja keineswegs auf, sondern es gewinnt eine neue Qualität. Was Sie von jetzt an tun, tun Sie nicht mehr, um Geld zu verdienen.

Ganz im Gegenteil. Jetzt sollen Ihre

Ersparnisse die Erträge abwerfen, mit denen Sie Ihr Leben nach Ihren eigenen Vorstellungen gestalten können.

Das geht aber nur, wenn Sie rechtzeitig für eine zweite Rente gesorgt haben, die Ihnen neben Ihrer gesetzlichen Altersversorgung den richtigen finanziellen Spielraum verschafft.

Wie der individuelle Auszahlplan dafür aussehen sollte, sagt Ihnen der Geldberater der Sparkasse.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Neuenburg am Rhein, eine Zähringergründung

Winfried Studer, *Neuenburg am Rhein*

- I. Der Gründungsbericht im Tennenbacher Güterbuch
- II. Widersprechende Gründungsnotiz?
- III. Der politische Hintergrund für die Stadtgründung
- IV. Die Erbensprüche der Zähringererben
- V. Schlußüberlegungen
- VI. Zeittafel zur Stadtgründung
- VII. Anmerkungen

I. Der Gründungsbericht im Tennenbacher Güterbuch

Die mittenwegs zwischen Basel und Freiburg im Breisgau gelegene Stadt Neuenburg am Rhein ist eine Zähringergründung. Gründer der Stadt ist Herzog Berthold IV. von Zähringen. Dies beweist, wenn auch eine eigentliche Gründungsurkunde fehlt, eindeutig das in der Zeit zwischen 1317 bis 1341 entstandene Tennenbacher Güterbuch.¹⁾

Johannes Zenlin, der während seiner Arbeit am Güterbuch 1336 Abt des Klosters Tennenbach wurde, protokolliert:

„Grund und Boden dieser Stadt gehörte unserem Kloster, und es bestand ein Wirtschaftshof und ein Brunnen in dem Wirtschaftshof, wo jetzt die Stadt liegt. Dieses Landgut mit all seinen Zugehörigkeiten und dem Grund und Boden haben wir und unsere Vorgänger von Herzog Berthold für 30 Mark gekauft. Obgleich wir aber dieses Gut über mehr als ein Jahrzehnt ohne Unterbrechung und ungestört in Besitz hatten, kam dem Herzog die Eingebung, sich so zu verhalten, daß er — nachdem die Mönche gewaltsam vertrieben worden waren — eine Stadt gründe, und so geschah es. Jene (d. h.: die Mönche) aber appellierten wegen des erlittenen Unrechts nach Rom an den damals regierenden Papst Alexander († 1181), der zwischen diesen (den

Mönchen) und dem Herzog folgenden Vertrag zustande brachte, daß nämlich alles, was außerhalb der Mauern liege, in die Zugehörigkeit jener (der Mönche) falle und sie dieses ungestört besitzen sollten, und daß sie das Patronatsrecht in dieser Kirche auf ewig besitzen sollten. Aber nichts von all dem, was in dem Vertrag vereinbart wurde, ist ihnen zu Teil geworden, und sie konnten weder das Patronatsrecht noch irgend etwas anderes erhalten.

Aber in der Stadt Neuenburg haben wir eine Niederlassung, ein Hospiz, ein Haus und eine Kelter mit einem Haus, das beim Friedhof in Neuenburg bei Wall und Graben der Stadt gelegen ist. Diese Besitzungen gehörten einem Mann namens Freiburger und einem Fußgang, von welchen sie unsere Vorgänger erworben haben.

Desgleichen gehört an dem Haus eine „leere Hofstätte über dem Weg an die Ringmauer“ ebenfalls uns. Aber wir müssen von jener den Bürgern in Neuenburg jährlich 3 Denar bezahlen.“

(In Klammern gesetzte Wörter sind Erklärungen des Übersetzters).

Neuerliche Mutmaßungen, die Eintragung im Tennenbacher Güterbuch sei „nachträglich vom Abt erfunden worden, um Ansprüche auf den Kirchensatz²⁾ in Neuenburg am Rhein geltend zu machen“³⁾ sind vor dem Hintergrund der Persönlichkeit von Abt Johannes Zenlin, dem „gute juristische Kenntnisse“ nachgesagt werden, nicht haltbar.

Im Vorwort zur Edition „Das Tennenbacher Güterbuch“⁴⁾, bescheinigen die Autoren dem Abt ausdrücklich eine „sorgfältige und gewissenhafte Arbeitsweise“ bei der Erstellung des Güterbuches. Kein anderes der großen Urbare sei, so die profunden Historiker, mit „sol-

Niwenburg

fundus ipsi cunctans fuit unozon. et fuit
 gūga et puteus ignis vā cūctas si
 ta q p dū ai fuis vūllis appēditis. et
 fidū emm et emūt āncēllores nri adue
 Bhtolto p. v. x. marchis Cū au p dca
 ma an apluis idē p dū possēditet in
 mērupōne qere vūllū fuit dūc ita libi
 expōdū q cūctis mōctis violēt au
 rācē ostēret et fūā cūctā illis aut sup m
 nriā s illāta rōnis apyllānabz alexand
 p q tūc p hīdebat mē eos et dūc ita cō
 posuit vq qūqz cētē ex mūit adūpōs
 pāncētiā idē mōcti qere possēdit et us
 pōnat m eadē ecclīa pēmo possēdit
 s3 mēh eoz q adōpōicōnē p mēbant
 fūctā cūctā nā neqz nspōnat neqz alē
 et q potuit obtine.

Et m autēre Niwenbēg hem residēā
 vūā hospitiū vūllū dōm et tōclāz cū dōmo
 līcā m gūitio Niwenbēg pē vūllū et fof
 lānū cūctas q possōnes fūit dā frībz
 et dō fūsgang aqz p dcaēllores nri emūt
 Itē an dem huse em lerij hostat v b tē
 weg an die Bngmūē et ē mā.
 s3 debent de ipsa ambz m Niwenbēg oī
 āno dāre. iij. d.

Et m d' Spiegel gassen dom' vna q de
 dit nob dūs Jacob' dūs sermz līcā mē
 dom' dē zan offmū. *Remū hē.*
 De q dant nob oī āno festo bī wāt' m
 re hēditauo. v. f. d. anāqz. sū phāuo

Et oī vū hē bī dē anūll' tōr an dem orte
 mē

De q dar nob oī āno ure hēditauo
 festo bī wāt'. j. f. d. anāqz et p hāuo
illa dēvū hē.

Et oī vū hē bī dem obi' tōr mē dū
 s. dā wollebun cū ē *Jo. de Johng' hē.*
 De q dant nob oī āno ure hēditauo m
 festo bī wāt'. xxviii. d. anāqz. et p hāuo

Et oī vū dūale ag' vllus hūgelherm
 hē mē ag' dā hūb' *Per dō s' hūb' hē.*
 De q dant nob oī āno ure hēditauo
 festo bī wāt'. xx. d. et tōr phāuo.

Et ag' vū n via hē q dūc t' mēal
 zwischent den bōmē. *Remū hē.*
 De q dant nob oī āno ure hēditauo.
 festo bī wāt'. v. f. d. anāqz. et phāuo.

Et oī vū hē an pōrā supōrē vū dē
 fūuse mē dū hospital an ē
 De q dāe nob oī āno ure hēditauo festo
 bī wāt'. j. f. d. anāqz. et phāuo

Et i. mē ag' dā d' spūrlingne sū
 ure vūllōrēctus acē et fūit qndā dā spūgē
 De q dant nob oī āno ure hēditauo nī
 festo bī wāt'. iij. f. anāqz et phāuo.
Nicol' d' dūit
mezū hē.

Et dūm d' oī q fūat Gūngi schūlter
 et vroxū ei q emāt avūllico de seuctē
 et dūm sās nri v' cūctos nri oī āno
 dānet ad ecclīam pro chāle Niwenbēg
 hostas sū oblatas.
 Et dant de cōdē oī oī āno ure hē

cher Sorgfalt angelegt“. Zenlin hat auch zum Nachteil seines Klosters und gegen die Meinung seiner Mitbrüder entschieden, wenn ihm die entsprechenden Beweise vorlagen. Wenn nötig, hat er mehrere Leute getrennt vernommen, um dem Wahrheitsgehalt der Aussagen auf die Spur zu kommen. „Gewissenhaft protokollierte Zenlin gelegentlich sogar Widersprüche zwischen seinen schriftlichen Unterlagen und den Aussagen der Bauern. So konnten also die Bauern auch der Meinung des Klosters widersprechen.“

Für die Richtigkeit des Zenlinschen Gründungsberichtes spricht auch, daß der Freiburger Bürgersohn Johannes Zenlin mit den Gegebenheiten seiner oberrheinischen Heimat wohl vertraut war und ihm deshalb bei der Abfassung des Berichtes über den Vorgang bei der Gründung Neuenburgs sicher auch kein Fehler unterlaufen ist.

Johannes Zenlin ist nur etwa 100 Jahre⁵) nach der widerrechtlichen Inbesitznahme Tennenbacher Grund und Bodens durch den Zähringer geboren. Eine Zeitspanne, die den tatsächlichen Geschehensablauf der Stadtgründung, die weit über den näheren Umkreis hinausstrahlte, noch mühelos rekonstruieren ließ und die deshalb von selbst die dem Verfasser unterstellte Fälschung verbietet.

II. Widersprechende Gründungsnotiz?

Neben der Niederschrift des Tennenbacher Abtes Johannes Zenlin haben wir einen Bericht des Richer von Senones, der verschiedentlich als Nachweis über die Gründung Neuenburgs herangezogen wird und demzufolge Neuenburg am Rhein eine Gründung der Staufer sei. Ein Irrtum, der sich jedoch leicht aufklären läßt.

Richer von Senones berichtet:

Johannes Zenlins Bericht über die Gründung der Stadt Neuenburg am Rhein im Tennenbacher Güterbuch (1317—1341)

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe Nr. 66/8553.

„Über Wölflin, (Reichs-) Schultheiß zu Hagenau, und die von ihm in Elsaß angelegten befestigten Plätze.

In jenen Tagen lebte in Hagenau der Präfekt (Landvogt) des Elsaß mit Namen Wolfhelm; er war zwar von bauerlichem Stand, aber gerühmt an Klugheit und Kenntnisreichtum. Dieser errichtete im Elsaß sehr viele Städte, Dörfer und befestigte Plätze für das Königtum: Nämlich die Burg Kronenberg nahe dem Ort Marlen (Marlenheim?) und bei Andlau eine andere Burg, die er Landeshort nannte. Auch Schlettstadt, zuvor ein sehr kleines Dorf, erhob er zur freien Stadt und stärkte es durch eine sehr ausgedehnte Befestigungsanlage und bereicherte es durch viele Bürger. Ebenso erbaute er Kaysersberg mit seiner Burg neu. Auch Kolmar im Bistum Basel, das er wie Schlettstadt gemacht hatte, baute er aus. Diesseits des Rheins befestigte er und verlieh er Stadtrechte einem Ort, der Neuenburg genannt wird.

Aber der Kaiser nahm ihn — zum Lohn für diese guten Taten und alles übrigen, das jener zum Nutzen des Reiches und seiner Ehre getan hatte, indem er diesen Wolfhelm Schlechtes anstelle von Gutem zufügte — gefangen und erpreßte von ihm einen ungeheuren Gold- und Silberschatz. Und da er ihm (seine Beteuerungen) nicht glaubte, sperrte er ihn in seinem eigenen Haus ein. Aber später ging er (Wolfhelm), nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, um seine Gattin zu besuchen. Als er eine Nacht mit ihr verbrachte, wurde er von eben dieser Ehefrau erwürgt, damit er nicht seine Schätze, die seine Gattin zu besitzen glaubte, dem Kaiser offenbare.“⁶)

Auch im Aufsatz „Die staufische Städtegründung in Schwaben“⁷) wird die Gründung Neuenburgs durch Berthold IV. von Zähringen auf Grund der Ausführungen Senones bezweifelt. Der Verfasser meint, Senones beweise, daß Neuenburg am Rhein „durch den Schultheißen Wolfhelm von Hagenau“, dessen Amt in die Zeit von etwa 1220 bis 1235 fällt, errichtet worden sei.

Senones Bericht steht nun aber keinesfalls in einem Gegensatz zum Tennenbacher Güterbuch. Wie wir ihm entnehmen können, war Neuenburg zur Zeit des Reichsschultheißen Wölfelin von Hagenau bereits gegründet, denn Senones schreibt: „Diesseits des Rheins befestigte er und verlieh er Stadtrechte einem Ort, der Neuenburg genannt wird“. Senones kann nur so verstanden werden, daß Wölfelin das von Friedrich II. nach dem Tod des kinderlosen Zähringers Berthold V. an das Reich gezogene Neuenburg⁸⁾ „im Zuge der traditionellen Städtepolitik der Staufer“ befestigt hat und mit einem (vielleicht neuen?) Stadtrecht ausstattete. Senones Aussage, Wölfelin „befestigte“ Neuenburg, steht auch keineswegs im Widerspruch zum Bericht Zenlins, aus dem nicht geschlossen werden kann, die Stadt sei bereits bei der Gründung durch den Zähringer befestigt worden. Die Passage bei Zenlin, daß „alles was außerhalb der Mauern liege“, den Mönchen gehören solle, kann jedenfalls nicht unbedingt als Stadtbefestigung interpretiert werden.

III. Der politische Hintergrund für die Stadtgründung

Der politische Hintergrund für die Stadtgründung ist im steten Konflikt zwischen den Staufern und den Zähringern zu suchen. In kausalem Zusammenhang steht jedoch die Verbindung der Zähringerin Clementia mit Heinrich dem Löwen (1147 oder 1148) und die hieraus resultierenden Probleme für das Zähringerhaus.

Bei ihrer Eheschließung erhielt die Schwester Bertholds IV. von Zähringen von ihrem Vater, Herzog Konrad, die Herrschaft Badenweiler als Heiratsgut. Am 1. Januar 1158 tauschte Heinrich der Löwe das Heiratsgut seiner Gemahlin mit Friedrich Barbarossa. „Damit war ein schönes Stück alten Zähringerlandes, das Herzog Konrad schwerlich einem anderen Eidam als Heinrich dem Löwen geopfert hätte, an die Staufer gekommen, die dadurch mitten im Breisgau sicheren Fuss

fassten.“⁹⁾ Daß sich der Staufer nun mitten in seinem Gebiet festsetzte, konnte Berthold IV. nicht gleichgültig sein.

1162 trennte sich Heinrich der Löwe, angeblich auf Wunsch des Kaisers, von Bertholds Schwester.¹⁰⁾ Ein weiterer Schlag gegen die Zähringer. Von einer Rückgabe des zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa getauschten Heiratsgutes der Clementia an die Zähringer war nicht die Rede.

Auch wenn wir in der Folgezeit wieder eine Annäherung zwischen dem Staufer und dem Zähringer feststellen und wir, was nicht bewiesen ist, annehmen, daß sich der Kaiser und der Herzog über Badenweiler einigten¹¹⁾ ist die Schlußfolgerung, Berthold IV. habe mit der Gründung Neuenburgs die direkte Verbindung zwischen der nunmehr Friedrich Barbarossa gehörenden Herrschaft Badenweiler mit den staufischen Besitzungen im Elsaß unterbinden wollen, nicht von der Hand zu weisen. Selbst dann, wenn wie Heyck in seiner Geschichte der Herzöge von Zähringen meint, seit dem „Fastenreichstag“ von Ulm (1166) „Berthold's leichtbewegliches gutes Herz dem Kaiser wieder zugeneigt war“, kann der Zähringer nicht so naiv gewesen sein, daß er den „tieferen staufischen Gegensatz gegen das zähringische Haus“ vergaß. Nein, „der staufische Einbruch in den Breisgau blieb unvergessen wie die Gründung von Neuenburg am Rhein erweist, von wo sich der Blick sowohl auf die Burg von Badenweiler wie auf das staufische Elsaß richten konnte.“¹²⁾ Bertholds IV. ganze Einstellung zum Stauferkaiser wird in besonderem Maße deutlich in einem Brief von 1161/1162 an „den ruhmvollsten und siegreichsten König der Franken von Gottes Gnaden Ludwig.“ Berthold IV. schreibt: „... dass unser Kaiser, ein eifriger Zerstörer der Kirchen und der Gesetze, euch und euerem Reiche in der Ueberhebung seiner Gedanken so drohenden Schrecken einzuflößen sucht, so soll eure Majestät, für den Fall, dass er je, was ferne sei, seine Drohung zur Wirklichkeit zu machen sich anschickt, erkennen und auf das Si-

cherste wissen, dass wir mit allen unseren Freunden und Getreuen und mit einigen gerade von den grösseren Fürsten Deutschlands, von denen wir einzelne um unserer Liebe willen oder aus Pflicht der Verwandtschaft, andere aus gleichem Hasse gegen den Kaiser zu Verbündeten haben, eurer Sache mit Rath und Hilfe, wie ihr es anordnen werdet ganz ergeben und gerne bereit sein werden. Bei dieser günstigen Gelegenheit empfehlen wir euch unseren geliebtesten Bruder Radulf, der nicht etwa bloss durch irgendwas, sondern durch die canonische Wahl, wie euch wohl nicht verborgen sein wird, in dem Erzbisthume Mainz erhoben worden, aber vom Kaiser, der aus Hass gegen unser Geschlecht einen Anderen aufgedrängt hat, sehr beleidigt worden ist.“¹³⁾ 1185 erlangten die Staufer „als Gegenzug gegen die Gründung Neuenburgs durch Berthold IV.“¹⁴⁾ vom Bischof von Basel „die Hälfte des Breisacher Berges und des Eckhardsberges zu Lehen.“¹⁵⁾ Heyck kommentiert diesen Vorgang in seiner Geschichte der Herzöge von Zähringen wie folgt: „Das Stauferhaus hatte die Politik wieder aufgenommen, die es einst mit dem Eintausch der Herrschaft Badenweiler verfolgt hatte: eine Brücke zu seinen elsässischen Gütern hinüber zu schlagen, aber damit zugleich auch mitten im Zähringergebiet eine sichere Stellung zu nehmen. Schon in demselben Jahre 1185 stiegen auf den beiden vom Rheine bespülten Felsklötzen die von dem staufischen König in's Werk gesetzten Befestigungen empor“¹⁶⁾.

Günther Haselier kommt in seiner Geschichte der Stadt Breisach am Rhein allerdings zu dem Schluß, „weniger die 1185 schon etwa zehn Jahre zurückliegende ‚Herausforderung‘ durch die Anlage von Neuenburg am Rhein, als das Bedürfnis, eine Landbrücke zu bauen zwischen Elsaß und Schwaben“, habe die Staufer zu ihrer Politik in Breisach veranlaßt. In der Anlage der Stadt Neuenburg am Rhein durch Berthold IV. von Zähringen sieht er „eher eine Herausforderung“ für den Bischof von Basel, die zum Abschluß des

„staufisch-basilschen“ Vertrages geführt habe.¹⁷⁾

IV. Die Erbsprüche der Zähringererben

Nach dem Tod Bertholds V. von Zähringen am 18. Februar 1218, zog Kaiser Friedrich II. die Stadt Neuenburg am Rhein ans Reich. „Nun waren aber die Allodial- und Lehenbesitzungen zum Theil so vermischt, daß eine Ausscheidung nicht ohne Streitigkeiten zu bewerkstelligen war, und Kaiser Friedrich II. scheute sich z. B. nicht, so ziemlich alle namhaften Orte des zähringer Nachlasses im Breisgau, der Ortenau und Bar (wie Freiburg und Burg Zähringen, Neuenburg, Ortenberg, Offenburg, Haßlach, Villingen u. s. w.) als Reichsgut anzusprechen und einzuziehen.“¹⁸⁾ Die nun einsetzenden langjährigen Erbschaftsstreitigkeiten der Zähringererben¹⁹⁾ gegen Friedrich II., die schließlich damit endeten, daß die Stadt in den Besitz des Grafen Konrad I. von Freiburg kam²⁰⁾, sprechen letztendlich auch für die Zenlinsche Berichterstattung.

1246 bestätigte der Gegenkönig Heinrich Raspe die Ansprüche Konrads I. von Freiburg auf die Stadt Neuenburg am Rhein, die am 28. Juli 1248 von Papst Innozenz IV. in Lyon bestätigt wurden:

„Innozenz, Bischof, Diener der Diener Gottes, dem geliebten Sohn und Edlen, Konrad, Graf von Freiburg, Gruß und apostolischen Segen.

Die Ernsthaftigkeit deines Glaubens verlangt, daß wir deine Bitten, soweit wir es mit Gottes Hilfe vermögen, gnädig gewähren.

Deshalb bestätigen wir mit apostolischer Autorität — deinen ergebenen Bitten geneigt — die Versprechungen, die dir Heinrich, römischer König, rühmlichen Angedenkens, vorausschauend gemacht hat, wie wir es in seinen Briefen gefunden haben, und bekräftigen dies mit vorliegendem Schreiben. Besonders die Versprechungen über die Rückgabe der Burgen und Städte, deren Namen du mit Neuenburg, Offenburg und Ortenberg angibst, die nach dem Erbrecht dir gehören, da es gelun-

gen ist, sie aus der Gewalt der Feinde der Kirche zu befreien.

Niemandem aber soll es erlaubt sein, diese Urkunde zu beschädigen, oder ihr in verwegener Anmaßung zuwiderzuhandeln. Wenn aber jemand wagen sollte dies zu versuchen, soll er wissen, daß er sich die Ungnade des Allmächtigen und seiner Apostel Petrus und Paulus zuziehen wird.

Gegeben in Lyon, an den 5. Kalenden des August, im 6. Jahr unseres Pontifikates.“

Nach dem Tod Heinrich Raspes bestätigte der 1247 gewählte Gegenkönig Wilhelm von Holland am 12. Mai 1251 in Straßburg die Ansprüche der Erben Bertholds V. von Zähringen auf die Stadt Neuenburg am Rhein:

„Wilhelm, durch Gottes Gnade römischer König und Kaiser. Alle, zu deren Kenntnis diese Schreiben gelangen, sollen wissen, daß Graf Konrad von Freiburg, der geliebte Getreue und unser Verwandter, so wie er der Kirche, uns und dem Reich bis jetzt treu und umsichtig gedient hat, uns auch künftig in den Angelegenheiten der Kirche und des Reiches selbst und durch seine Angehörigen nach bestem Wissen und mit Vollmacht dienen soll, wann immer wir es für richtig halten, ihn zu beanspruchen, wie er selbst in Anwesenheit unserer Majestät durch Treueid gelobt hat.

Wir wollen ihm deswegen aus besonderer Gunst und als besondere Ehre helfen, und betrachten als rechtskräftig gewährt die Rückgabe der Stadt Neuenburg und aller anderen Güter, in denen er das Besitzrecht hat, was, wie er versichert auch schon durch Heinrich, seligen Angedenkens, Landgraf von Thüringen, einst zum römischen König gewählt, geschehen ist.

Auch ist es unser Wille, daß wir ihm helfen und ihn unterstützen in seinen Rechten durch unsere Leute und Kraft unserer königlichen Majestät.

Dies versprechen wir aufrichtig, indem wir ihm vorliegendes Schreiben als Zeugnis darüber geben.

Gegeben zu Straßburg an den 4. Iden des Mai in der 9. Indiktion.“

Inzwischen war Kaiser Friedrich II., an dem die Stadt beharrlich festgehalten hatte, am 13. Dezember 1250 gestorben. Wilhelm von Holland wurde als rechtmäßiger Kaiser anerkannt. Die Anerkennung der Ansprüche Konrads I. von Freiburg auf die Stadt Neuenburg am Rhein durch Wilhelm von Holland wurde nunmehr wirksam.

V. Schlußüberlegungen

● Neben dem Gründungsbericht im Tennenbacher Güterbuch gibt es keinerlei sonstige Nachrichten über die Gründung der Stadt Neuenburg am Rhein. Anderweitige Mutmaßungen sind nirgendwo, auch nicht im Ansatz, erkennbar.

● Nach allem, was wir vom Verfasser des Tennenbacher Güterbuches wissen, ist dessen Berichterstattung absolut glaubwürdig.

● Beim Ableben Bertholds V. von Zähringen war die Stadt Neuenburg am Rhein in Zähringerbesitz, wie sich aus den folgenden Auseinandersetzungen Friedrichs II. von Hohenstaufen mit den Erben der Zähringer eindeutig ergibt.

● Nach dem Tod Kaiser Friedrichs II. kam die Stadt an die Zähringererben zurück.

● Bei der kurzen Zeitspanne zwischen der Stadtgründung und der Niederschrift des Tennenbacher Güterbuches hätte eine Fälschung sofort zu Widersprüchen der Beteiligten geführt.

VI. Zeittafel zur Stadtgründung

1158/1161	Gründung des Klosters Tennenbach
1158	Tausch der Herrschaft Badenweiler
1159—1181	Papst Alexander III.
1125—1190	Friedrich I. (Barbarossa)
1165—1197	Heinrich VI.
1170/1175	Gründung der Stadt Neuenburg am Rhein
1194—1250	Friedrich II.
1152—1186	Berthold IV. von Zähringen
1186—1218	Berthold V. von Zähringen

1220—1235	Wölfelin von Hagenau
1219	Neuenburg am Rhein wird Reichsstadt
1246	Heinrich Raspe bestätigt die Ansprüche Konrads I. von Freiburg auf die Stadt Neuenburg am Rhein
1251	Wilhelm von Holland bestätigt die Ansprüche Konrads I. von Freiburg auf die Stadt Neuenburg am Rhein
nach 1251	Neuenburg am Rhein kommt in den Besitz Konrads I. von Freiburg
vor 1300	Geburt des Tennenbacher Abtes Johannes Zenlin
1336	Johannes Zenlin wird zum Abt des Klosters Tennenbach gewählt
1317—1341	Tennenbacher Güterbuch

Stuttgart, 1853, S. 48 f. Excerpta ex Richerii Monachi Historia Abbatiae Senonensis. In Klammern gesetzte Wörter sind Erklärungen des Übersetzers.

⁷⁾ Die staufische Städtegründung in Schwaben von Karl Weller, Württ. Vierteljahresh. f. Landesgesch., S. 10 f.

⁸⁾ Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Band VI, 1982, S. 151: „Nach Ausgang der Zähringer 1218 kgl. Stadt“. Oberrheinische Stadtrechte, Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Zweite Abteilung: Schwäbische Rechte, Drittes Heft: Neuenburg am Rhein, Walther Merk, Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913, Seite XII.

⁹⁾ Dr. Eduard Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen, Freiburg i. Br., 1891, Akademische Verlagsbuchhandlung, S. 363.

¹⁰⁾ Heyck, S. 380

¹¹⁾ Wolfdieter Haas, Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe beim Tausch von Badenweiler gegen Reichsgut am Harz (1158), Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 1983, Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, S. 267

¹²⁾ Prof. Dr. Hans-Walter Klewitz, Die Zähringer, Vom Leben einer deutschen Hochadelssippe im Mittelalter, Schau-ins-Land, 1966—1967, S. 47

¹³⁾ Heyck, S. 374

¹⁴⁾ Klewitz, S. 48

¹⁵⁾ Heyck, S. 414

¹⁶⁾ Heyck, S. 415

¹⁷⁾ Günther Haselier, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein, 1. Halbband, 1969, Breisach, S. 83/84

¹⁸⁾ Dr. W. Franck, Das zähringer Erbschaftsgebiet der Grafen von Urach und seine Rechts- und Kulturzustände im 13. Jahrhundert, Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde von Freiburg, Zweiter Band, (1870—1872) Freiburg im Breisgau, S. 70.

¹⁹⁾ Berthold IV. von Zähringen † 1186

Berthold V. † 1218 Agnes Anna (Egeno IV. von Urach) Egeno V. von Urach Konrad I. von Freiburg

²⁰⁾ Huggle, Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein, Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1876, S. 20 ff.

VII. Anmerkungen

1) Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe Nr. 66/8553.

2) Kirchensatz, das Recht eine Kirchenstelle zu besetzen mit dazu gehörigem Genuß.

3) Die Zähringer — Anstoß und Wirkung — Veröffentlichung zur Zähringer-Ausstellung II, des Stadtarchivs Freiburg im Breisgau, 1986, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, Seite 267.

4) Das Tennenbacher Güterbuch (1317—1341), Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, 1969, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart.

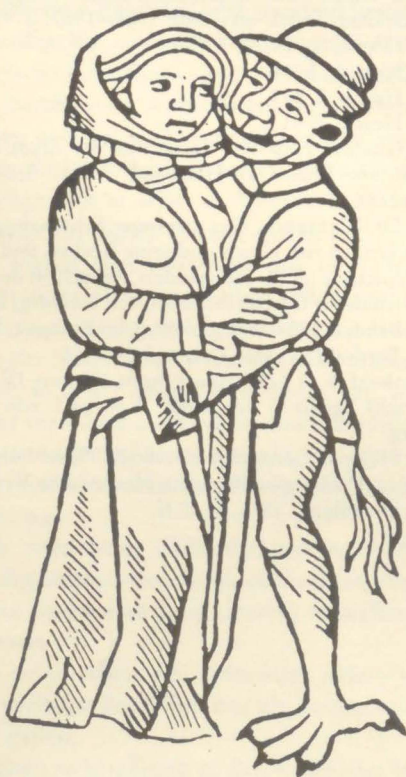
5) Zenlins Geburtsjahr muß „wesentlich vor 1300 liegen“, denn schon 1311 tritt er als Mönch in einer Urkunde seiner Mutter auf.

6) Übersetzung des Textes aus Johann Friedrich Böhmer. Fontes Rerum Germanicarum, Bd. 3,

Sagenhaft!

Sagen sind kulturhistorische Zeugnisse und stammen aus einer vergangenen bäuerlichen Welt. Sie bringen uns alte Überlieferungen nahe und bevölkern die Landschaft mit einer Unzahl lokaler Dämonengestalten.

Ludwig Vögely hat in mühevoller Kleinarbeit aus historischen Dokumenten zusammengetragen und nach Orten gegliedert, was es aus Karlsruhe und aus dem Kraichgau an Sagenhaftem zu übermitteln gilt.



Ludwig Vögely

SAGEN DES KRAICHGAUS


G. Braun Karlsruhe

Ludwig Vögely (Hg.)

Sagen des Kraichgaus, 184 Seiten,
ca. 45 Abb., Festeinband, DM 32.-

Sagen rund um Karlsruhe, 164 Seiten,
ca. 40 Abb., Festeinband, DM 32.-

Erhältlich im Buchhandel oder
direkt beim Verlag G. Braun.

G. BRAUN 

Verlag Bücher

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0

Glanz und Niederlagen einer Stadt —

Zu sehen im Museum der Stadtgeschichte, Stadtgeschichtlichen Sammlung
im Alten Rathaus am Franziskanerplatz

Bernhard Zilling, Freiburg



Stadtgeschichtliche Sammlung Altes Rathaus am Franziskanerplatz, Neuenburg am Rhein

Geöffnet: Sonntag, 10.00—12.00 Uhr

Außerhalb der Öffnungszeit können Besichtigungszeiten mit der Stadt Neuenburg am Rhein — Hauptamt —
0 76 31-77 11 vereinbart werden

Wer sich etwas eingehender mit der Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein beschäftigt, wird sehr bald zweierlei feststellen: es gab sehr glanzvolle Zeiten in der Geschichte dieser Stadt, und es gab — zumindest seit dem Dreißigjährigen Krieg, als die Stadt ins Spannungsfeld zwischen Frankreich und Österreich geriet — immer wieder schwere Zerstörungen, die vieles vom Glanz und der

sichtbaren Bedeutung dieser Stadt zunichte machten. Aber immer wieder — auch wenn der damals noch nicht in seiner Kraft eingedämmte Rhein seine Zerstörungswut an der Stadt ausgelassen hatte und einen Teil der Gebäude oder des Münsters in seine Fluten hinabgerissen hatte — begannen die Neuenburger, ihre Stadt an eben diesem Ort aufzubauen — und ließen sich — eine Vielzahl



In der Stadtgeschichtlichen Sammlung im Alten Rathaus am Franziskanerplatz in Neuenburg am Rhein. Rundgang durch die Stadtgeschichte, 17. Jh. bis zum Übergang der Stadt an Baden, 1806.

glücklicherweise erhaltener Urkunden beweist dies — von Kaisern und Königen ihre Rechte für die Siedlung und das Leben an diesem Ort bestätigen.

Auch nach der letzten großen Zerstörung im II. Weltkrieg, der bis auf wenige Häuser das „alte“ Neuenburg in Schutt und Asche legte, wurde neu aufgebaut; die Stadt, so wie sie dem heutigen Besucher auf den ersten Blick erscheint, enthüllt so gut wie nichts von ihrer vergangenen Größe: eine Nepomukstatue weist auf den alten Übergang zum Elsaß hin, eine Tafel am Hauptstraßenkreuz der Stadt erinnert an die Gründung durch die Zähringer.

Dieses Mißverhältnis von einstiger Größe und heutiger Nichtsichtbarkeit dieser vergangenen Bedeutung hat 1973 Ratschreiber und Stadtarchivar Winfried Studer bewogen, sich

auf die Suche nach all dem zu machen, was heute noch von Neuenburgs Geschichte auffindbar ist.

Auf das Jahr 1975 — zum 800jährigen Stadtjubiläum — hin organisierte er eine erste Ausstellung von Dokumenten zur Stadtgeschichte, die in der Öffentlichkeit auf großes Interesse stieß und im Obergeschoß des Rathauses auch über dieses Jahr hinaus erhalten blieb. Durch das positive Echo auf diese Ausstellung begann Winfried Studer, weitere potentielle Ausstellungsstücke zu suchen, was schon bald zu ersten Erfolgen führte: 1976 gelang es, 7 alte Zunftstangen und drei Zunftfahnen der Neuenburger Zünfte zu übernehmen, die jedoch in einem so schlechten Erhaltungszustand waren, daß sie umfangreichen Restaurierungen unterzogen werden mußten.

Einen weiteren entscheidenden Abschnitt in der Entstehung der Stadtgeschichtlichen Sammlungen bildete das Jahr 1983, als beschlossen wurde, die bereits zusammengetragenen Objekte nach einer durchzuführenden Renovierung im Alten Rathaus am Franziskanerplatz unterzubringen.

Mit diesem Ziel im Blickfeld wurden weitere Ankäufe unternommen (1984 Münzen der Vertragspartner des Rappenmünzbundes von 1425, dessen Tagungsort Neuenburg am Rhein war), Verhandlungen mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, und dem Katholischen Pfarramt Neuenburg am Rhein geführt, beide mit erfolgreichem Ausgang: aus Freiburg konnten „Funde der verschiedensten Grabungen im Stadtteil Grißheim“ übernommen werden,

aus Kirchenbesitz u. a. die kostbare Monstranz aus dem Neuenburger Münster für die zukünftige Präsentation in der Stadtgeschichtlichen Sammlung gewonnen werden. Weitere Münzankäufe folgten, und das nun mehr und mehr auch in der Öffentlichkeit wahrgenommene Engagement Winfried Stunders fand regional und überregional erste Anerkennung: die Badische Zeitung berichtete mehrfach über den Fortgang der Arbeiten und die Entscheidungen in Sachen Stadtgeschichtliche Sammlung, und von Seiten des Landes Baden-Württemberg wurde ein erster Zuschuß gewährt. Der Gemeinderat der Stadt Neuenburg beschloß zudem im Dezember 1985, Geld für die Finanzierung der Einrichtungsgegenstände (Schaukästen, Wandtafeln, Beleuchtung etc.) zur Verfügung zu stellen.



In der Stadtgeschichtlichen Sammlung im Alten Rathaus am Franziskanerplatz in Neuenburg am Rhein. Rundgang durch die Stadtgeschichte, Vor- und Frühgeschichte bis zum 16. Jh.

1986 wurden auf dieser finanziell verbesserten Grundlage Ausstellungsstücke zum Schwerpunkt Erasmus von Rotterdam und seine Beziehungen zu Neuenburg sowie Bodenfunde und Waffen aus der Zeit des Bauernkrieges erworben. Ende 1986 konnten schließlich noch einige Münzen erstanden werden.

Nach dem Auffinden umfangreichen Kartenmaterials im Staatsarchiv Freiburg wurde eine erste Gliederung für die Sammlung ins Auge gefaßt; demnach sollte sie 1. die Frühgeschichte im Raum Neuenburg darstellen, 2. die Geschichte der Stadt von der frühesten urkundlichen Erwähnung bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden im Jahre 1806, 3. die Bedeutung des Rheines für die Stadt, inclusive der Rheinbegradigung bzw. Rheinregulierung und deren Folgen, und 4. das Ge-



Sandsteinfragment vom gotischen Münster unserer lieben Frau.

sicht der Stadt vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg sowie die Kriegszerstörung dokumentieren.

Bis auf Punkt 3., der sich bisher noch nicht verwirklichen ließ, ist diese Einteilung bis heute als Grundstruktur erhalten geblieben. Die Gewährung eines weiteren Landeszuschusses im Jahre 1987 machte weitere Ankäufe möglich (Sterbemünzen Herzog Bernhards von Weimar, der im Jahre 1639 in Neuenburg am Rhein, vermutlich an der Pest, starb; eine Hellebarde, Siegel und Reproduktionen aus der in lateinischer Sprache verfaßten Chronik des Mathias von Neuenburg, die sich heute in Bern befindet). Außerdem konnten 64 Fundstücke, vor allem Glas- und Tongefäße aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit, die 1986/87 bei Ausgrabungen im Zusammenhang mit Neubauten in Neuenburg am Rhein zutage kamen, für die Stadtgeschichtliche Sammlung gesichert werden.

Bodenfunde bildeten auch 1988 die wichtigsten Neuzugänge: unter bereits 1973 bei Straßenbauarbeiten gefundenen, behauenen Steinen befand sich auch das Maßwerk eines gotischen Fensters aus rotem Sandstein, das der Münsterbauhütte in Freiburg zur näheren Bestimmung übergeben worden war; dieses kam Mitte 1988 mit dem Ergebnis zurück, daß es sich mit höchster Wahrscheinlichkeit um ein Stück vom alten Neuenburger Münster handle.

Überblickt man die bis heute zusammengetragenen Bestände, so wird folgendes sichtbar: neben einem umfangreichen Urkundenbestand bilden zahlreiche Münzen und Bodenfunde sowie Stadtansichten die tragenden Pfeiler der Sammlung.

Betritt man heute das äußerst geschmackvoll restaurierte Alte Rathaus, in dem neben der Stadtgeschichtlichen Sammlung noch das Stadtarchiv untergebracht ist, so fallen einem zuerst das helle Holz der Treppe und die Glastüren auf, die in Frakturschrift auf Archiv und Museum hinweisen. Im 1. Obergeschoß wird vor allem die Stadtgeschichte von der



*Neuenburg am Rhein nach der Zerstörung im Jahre 1940 von Adolf Riedlin, Maler, *1892, †1969.*

Gründung der Stadt 1175, über die Erhebung zur Reichsstadt 1219/1274 bis hin zur Zeit Kaiser Josephs II. mit zahlreichen Urkundenreproduktionen gezeigt; es wird dabei deutlich, wie konsequent die Neuenburger auf der Bestätigung ihrer Rechte bestanden und daß es ihnen sogar mehrfach gelang, ihre Rechte auszuweiten; es sei in diesem Zusammenhang auf das Adolphinische Privilegium vom 24. 12. 1292 und die Erweiterung der Stadtrechte durch König Ruprecht in einer Urkunde vom 4. 9. 1403 hingewiesen.

Ein zweiter Aspekt dieser Stadtgeschichtsabteilung sind die zahlreichen Städtebündnisse, denen Neuenburg entsprechend seiner mittelalterlichen Bedeutung angehörte (1248/49, 1261 und 1272).

Diese Ereignisse werden dem Besucher kurz und prägnant in einer, den Augen angenehmen Art präsentiert: auf sandgestrahlten, beige Plexiglas-Tafeln werden die Ereignisse

im Zusammenhang mit der abgebildeten Urkunde erläutert.

Plastischer geht es bei der Ausstellung der bereits genannten Waffen zu, die neben den Glasvitrinen mit den Bodenfunden die mittlere Fläche des Raumes einnehmen. — Der Raum ist sehr hell, sowohl durch natürliche wie durch künstliche Beleuchtung, was die Betrachtung der zahlreichen Ölgemälde und Kupferstiche mit Stadtansichten wesentlich erleichtert — und auch die Reproduktion des Scheibenrisses der Neuenburger Zunft „zum Riesen“, — 1606 für diese von Hieronymus Vischer gestaltet, in dem ihr zustehenden Licht erscheinen läßt. Links und rechts davon informieren Tischvitrinen über die Beziehungen einiger Humanisten zu Neuenburg und über Bernhard von Weimar und dessen Versuch, sich mit Rückendeckung Frankreichs ein eigenes Territorium am Oberrhein aufzubauen.

Mit Bernhard von Weimar und der Zeit des Dreißigjährigen Krieges beginnt für Neuenburg am Rhein auch die Zeit der wiederholten militärischen Zerstörungen, die zur Folge haben, daß aus dieser Zeit auch so gut wie keine Fundstücke mehr vorhanden sind. Umso erstaunlicher ist es, daß aus dem Jahre 1940 eine große Anzahl künstlerisch wertvoller Gemälde damals bekannter, zum Teil an der Freiburger Kunstakademie lehrender Maler vorhanden sind. Wie Zeitgenossen berichten, strömten nach der Beschießung Neuenburgs zu Beginn der Frankreichoffensive 1940 zahlreiche Neugierige in die zerstörte Stadt am Rhein, darunter auch die Maler Adolf Riedlin, Heinrich Wittmer und Otto Zimmermann. Sie alle, selbst Teilnehmer am 1. Weltkrieg, zeigten die zerstörte Stadt seltsamerweise ohne jegliches Mitgefühl für die Menschen, die ihre Behausungen verloren hatten. Vielmehr wird die Stadt in ihrer Zerstörung in einem — und dies ist wieder in anderer Hinsicht erstaunlich — von jeglichen ideologischen Vorgaben des „Dritten Reiches“ freien Weise dargestellt, mit großzügigen Bleistift- oder Pinselstrichen und in einer überraschend freundlichen Farbigkeit. Es würde sich angesichts dieser außergewöhnlichen Bilder der zerstörten Stadt lohnen, weitere Forschungen anzustellen.

Einstweilen läßt sich — das Gesagte zusammenfassend — folgendes sagen: auch wenn

die Anfänge der Entstehung dieser Stadtgeschichtlichen Sammlung sehr mühsam waren, so ist das, was Ratschreiber und Stadtarchivar Winfried Studer in den Jahren seit 1973 aufgebaut hat, sowohl vom Inhalt als auch von der atmosphärisch angenehmen und ästhetisch gelungenen Darstellung her ein äußerst sehenswertes Museum geworden. Und es ist dieser Stadtgeschichtlichen Sammlung für die nächste Zukunft neben vielen Besuchern vor allem zu wünschen, daß noch mehr Objekte gefunden werden können, die hier ihren Platz finden und dem interessierten Besucher vom einstigen Glanz und den schweren Zerstörungen der Stadt Neuenburg am Rhein Zeugnis geben.

Öffnungszeiten des Museums für
Stadtgeschichte,

**Stadtgeschichtlichen Sammlung
Altes Rathaus am Franziskanerplatz
Neuenburg am Rhein**

Sonntag 10,00 Uhr—12,00 Uhr.

Außerhalb der Öffnungszeiten können
Besichtigungszeiten mit dem Bürger-
meisteramt der Stadt Neuenburg am
Rhein — Hauptamt —, 0 76 31/77 11,
vereinbart werden.

Ein vergessenes Kleinod

Kloster Seligental im Bauland

Rainer Kunze, Mannheim



Dormitorium mit Stützer des 15. Jahrhunderts (1988)

Niemand, der zwischen Zimmern und Schlierstadt (bei Adelsheim) an einem großen Einzelgehöft vorbeifährt, wird hinter teilweise verfallenen Mauern ein Kleinod der Kunstgeschichte und bedeutendes historisches Denkmal vermuten: die Reste des 1236 von

Konrad und Mechthild von Dürn als Hauskloster und Grablege der Familie gegründeten Frauenklosters Seligental.

Burgeninteressierte werden die großartige Burg Wildenberg bei Amorbach kennen, wo Wolfram von Eschenbach weilte, einige den



Fenster der Sakristei mit wertvollem Fenestergitter



Südseite des Klosters 1988

Namen ihrer Erbauer, Dürn, mit Walldürn in Verbindung bringen, wo mächtige Buckelquader am Schloß an die Stammburg der Familie erinnern. Kaum jemand wird aber Kloster Seligental als „Herzstück“ eines kleinen Imperiums sehen, das die Dürn zwischen 1170 und 1250 als Angehörige der staufischen Führungsschicht im Raum zwischen Odenwald, Main, Tauber und Neckar errichteten. Begründer ist Ruprecht, urkundlich nachweisbar 1171–1197, der zu den engsten Vasallen zweier Kaiser gehörte und die fürstengleiche Wildenburg erbaute, Vollender — auch der Wildenburg — sein Enkel Konrad (1222–1258 nachweisbar), der über das Erbe seiner Frau Mechthild von Laufen verfügen konnte und rigorose Machtpolitik für seine Familie betrieb. Schon zwei Generationen später ist die nach Konrad in drei Linien aufgeteilte Familie völlig verarmt ausgestorben (Wildenberg 1308, Dilsberg 1315, Forchtenberg 1323).

Bezeichnend ist nun, wie diese „Aufsteigerfamilie“ auf dem Höhepunkt der Macht im Mittelpunkt ihres Einflusbereichs (siehe Karte) ein Kloster gründet, reich dotiert und als Grablege bestimmt. Bezeichnend auch, daß es sich laut Bestätigung durch Bischof und Papst um ein Kloster der Zisterzienserinnen handelt, eines in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts besonders beliebten Reformordens (vergl. z. B. Frauental 1232 durch Gottfried v. Hohenlohe, Gnadental 1243 durch Konrad v. Krautheim, Lichtental 1245 durch Irmgard v. Baden). Im 11. Jahrhundert bemüht sich der Hochadel um sein Seelenheil durch Umwandlung der Stammburgen in Klöster (z. B. Limburg bei Dürkheim), im 12. Jahrhundert werden die Zisterzienser favorisiert, im 13. Jahrhundert deren weiblicher Zweig und in den Städten die Bettelorden. Die Dürn befinden sich mit Seligental also ganz „im Trend“. Nicht verschwiegen seien daneben andere Aspekte: So könnte bei Konrad von Dürn die Erleichterung über die für ihn folgenlose Beteiligung am — gescheiterten — Aufstand (1235) König Heinrichs (VII.) ge-

gen seinen Vater Friedrich II. eine Rolle gespielt haben. Auch waren diese Frauenklöster Versorgungsinstitute für Witwen und unverheiratete Töchter des Adels. Schließlich versuchte Konrad von Dürn 1244 die Nonnen des Klosters Gotthardsberg bei Amorbach (wo er eine Burg bauen wollte) zum „Umzug“ zu bewegen, indem er ihnen Besitz Seligental schenkte. Aber alle Aspekte zusammen machen diese Gründung zu einem historisch und kulturgeschichtlich beispielhaften Vorgang.

Was ist nun aus dem Kloster geworden, was finden wir heute? Es überlebte seine Gründer (1258, bzw. 1276 dort begraben) und den Untergang der Familie. Erst wirtschaftlicher Niedergang im 15. Jahrhundert, Bauernkrieg und Reformation führten 1568 schließlich zur Aufhebung und Umwandlung in ein Hofgut des Erzbistums Mainz (seit 1803 ist es Domäne der Leiningen). 1788 wurde die Kirche als Gotteshaus geschlossen und „ausgeschlachtet“, 1848 auch die als Kapelle benutzte Sakristei; sie ist es auch, um die man heute besonders besorgt sein muß.

Betrachtet man Grundriß und Beschreibungen von 1901 bzw. 1922, so ist zunächst festzustellen, daß die damals noch als Ruine vorhandene spätromanische Saalkirche mit gegliederter Apsis spurlos verschwunden ist! Nur das frühgotische Westportal — eine interessante Parallele zum romanischen Burtor von Breuberg — ist erhalten und zwischen Wehrturm und „Alter offener Halle“ (inzwischen vermauert) als Tor angebracht. Verschwunden sind auch das Klostertor und das 1277 zuerst belegte Kranken- und Siechenhaus, im Plan als „Scheuer, 18. Jh.“ bezeichnet. Da der Südflügel vielleicht schon im 16. Jahrhundert, als das Kloster wehrhaft gemacht wurde (Kreuz- und Schlüsselscharten in der Südostecke erhalten), abgerissen wurde und der Westflügel jetzt völlig verbaut erscheint, ist besonders der verwehrte Ostflügel der Klosteranlage von Interesse. Hier findet sich die frühgotisch gewölbte Sakristei, bei der — bezeichnend für die Übergangspha-



Ostflügel 1988, romanisches Tor zur Sakristei und Kapitelsaal, vermauertes spätgotisches Fenster, frühgotisches Tor zum Dormitorium

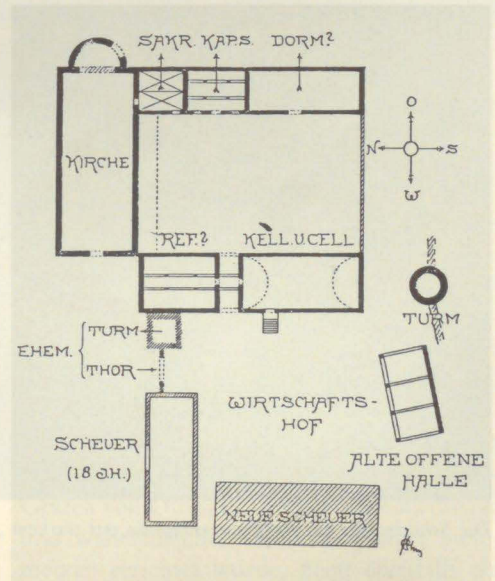
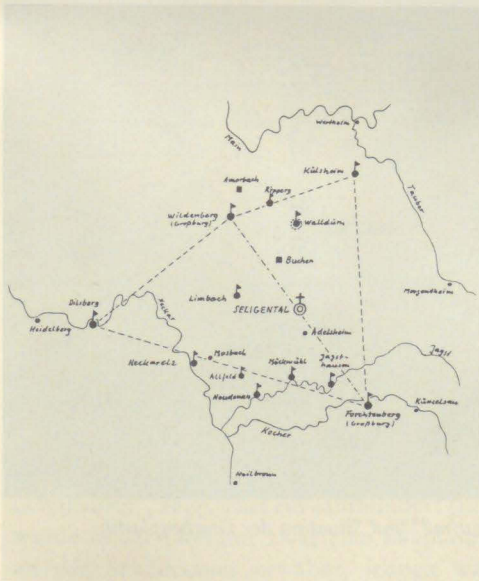


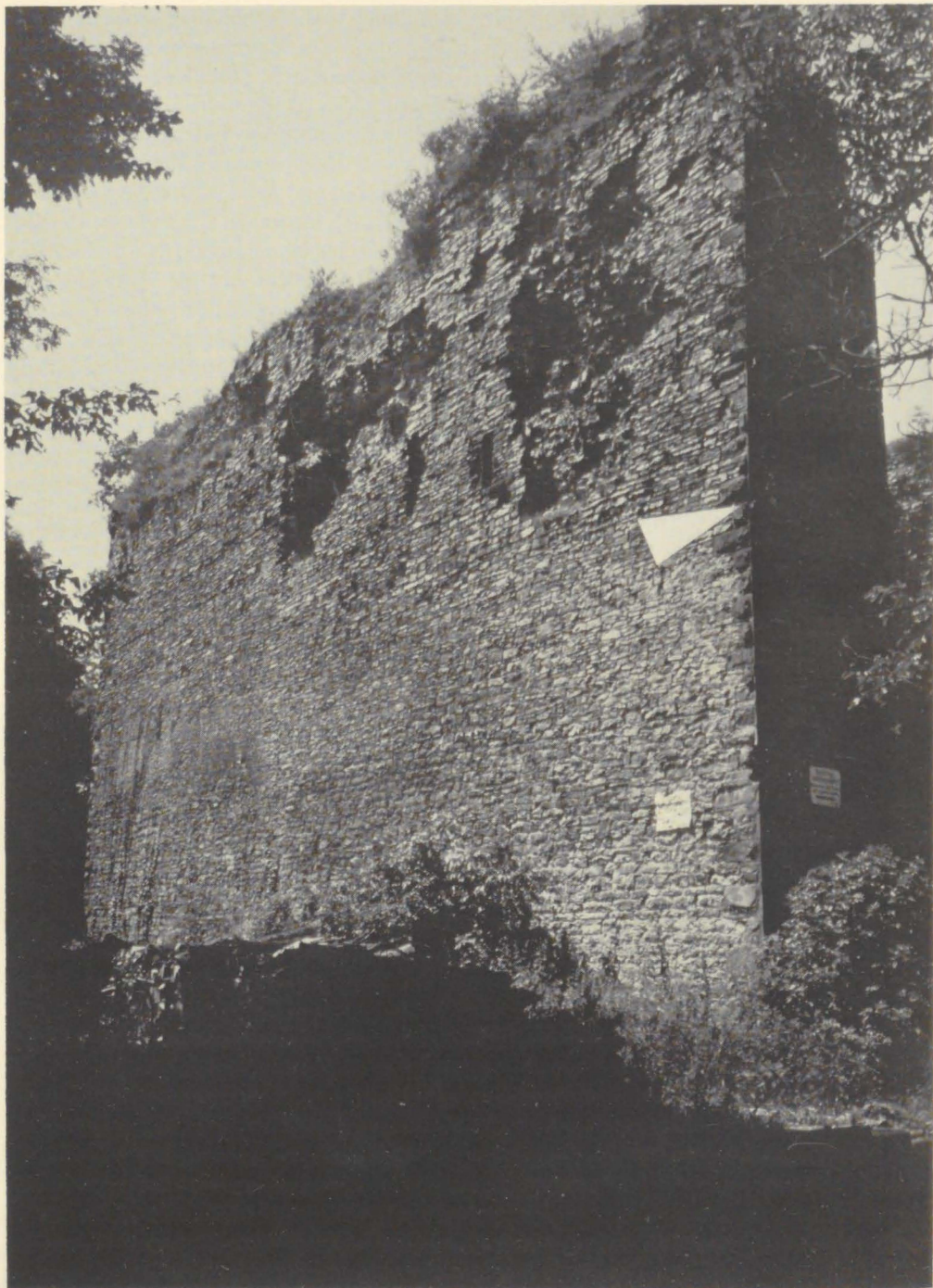
Rückseite des Dormitoriums

se, in der das Kloster errichtet wurde — Tür und Fenster noch romanische Formen zeigen. Letzteres ist mit einem ganz seltenen Steingitter versehen. In den anschließenden Räumen finden sich reich gegliederte achteckige Ständer des 15. Jahrhunderts als Deckenstützen. Bemerkenswert ist hier ferner ein wuchtiges frühgotisches Tor, das stark an die Burgtore von Wildenberg und Prozelten, aber auch an das Refektorium von Heilsbrunn (b. Ansbach) erinnert und eine Verbindung von Zisterzienserstil und Burgenbau in spätstaufischer Zeit belegt.

Der Zustand dieser wenigen, aber wertvollen Reste des Klosters ist allerdings unbeschreiblich: Wo um 1900 „an den Rippen und Kapfen der Decke zahlreiche Spuren von Bemalung“ zu sehen waren, kann man nur noch

Schimmel- und Algenbildung beobachten; die „Nutzung“ der Räume schwankt zwischen „Rumpelkammer“, „Müllkippe“ und „Jauhegrube“, auch wenn die Sakristei nach einer Intervention teilweise ausgeräumt wurde. Gefährdet ist alles durch Vernachlässigung, Feuchtigkeit und Art der Nutzung, gefährdet ist aber auch das ganze Gebäude, da das Gelände auf der kaum zugänglichen Rückseite versumpft ist. Bleibt nur die Hoffnung, daß die ehemaligen Klosterdörfer (die 1986 eine kostspielige „Erinnerungstafel“ anbrachten) und das vergeblich informierte Denkmalamt sich der qualitativ bedeutenden Reste des Hausklosters der Dürn noch rechtzeitig annehmen. Oder sollen in diesem Jahrhundert nach der Kirche auch noch die letzten Spuren verschwinden?





Die Schildmauer der Burg Zuzenhausen mit starkem „Frostfraß“ und Situation der Drachenplastik

Der Drache von Zuzenhausen

Besonderheiten an Kraichgauburgen

Rainer Kunze, Mannheim



Burg Zuzenhausen, Detail

Die durch Vernachlässigung stark gefährdete Schildmauer der Burgruine Zuzenhausen, mit mehr als 2000 Kubikmetern Mauermaße eines der größten Bauwerke dieser Art, weist eine Besonderheit auf, die nur wenige Besucher bemerken dürften: Von einem der Steinmetzen, die um 1297 die gewaltige Mauer errichteten, wurde ein Eckquader zu einer Plastik gestaltet, die einen Drachen, einen „Lindwurm“, zeigt. Fast ein Jahrhundert lang wurde in der Literatur zwar eine Bauplastik an der Schildmauer erwähnt, jedoch war

durch ein Mißverständnis und fehlende Überprüfung immer von einem „Wappenstein der Sickingen“ (die fünf Bälle im Wappen führen!) die Rede, was keine Besonderheit gewesen wäre, die Datierung der Schildmauer aber erschwerte und Überlegungen zur Bedeutung verhinderte.

Die Ringmauer der benachbarten Burg Steinsberg, die etwa 1230–1240 von den Grafen von Öttingen in kaiserlichem Auftrag und wahrscheinlich mit italienischen Steinmetzen errichtet wurde, zeigt ebenfalls ein

bemerkenswertes Detail: drei verbundene Ringe, die durch die Verschlingung eines geschlossenen Kreises entstanden sind und an die Flechtwerkornamentik germanisch-normannisch-lombardischer Kunst erinnern. Durch Größe, Kompliziertheit und Einmaligkeit des Ornaments scheidet die Erklärung als Steinmetzzeichen — Markierung der bearbeiteten Quader für die „Abrechnung“ — jedoch aus. Vielmehr könnte man daran denken, einer der Steinmetzen habe sich übungshalber an einer Können und Vorstellungskraft fordernden Kunstform versucht.

Anders in Zuzenhausen: Der Drache, Inbegriff eines bedrohlichen Fabelwesens und uns nur noch aus Märchen und Sagen bekannt, dürfte in der Vorstellungswelt eines Steinmetzen des Mittelalters noch sehr „lebendig“ gewesen sein. Ebenso ist bei Wehrbauten des Mittelalters die psychologische Seite, die abschreckende Gestaltung der Mauern (Buckelquader) und Bauformen, die „Imponiergeste“, zu beachten. Noch im Spätmittelalter zeigen Stadttore den Feind verhöhnende Fratzen oder absichtlich eingemauerte (nicht „steckengebliebene“, wie meist behauptet wird) Kanonenkugeln, die man etwa mit „Beschluß zwecklos“ interpretieren kann. Be-

rücksichtigt man nun ferner, daß der „Drache von Zuzenhausen“ sich an der Stelle befindet, die der Besucher zuerst sieht, wenn er den Burgweg hinter sich hat und sich dem Torbereich nähert, so ist es wohl nicht abwegig, auch hier eine „Droh-Plastik“ zu vermuten, der vielleicht sogar noch etwas von einem archaischen Abwehrzauber innewohnt. Schließlich ist es kein Zufall, daß in einer „christlichen Variante“ Burgkapellen häufig über dem besonders gefährdeten Tor untergebracht wurden.

Durch den mit seine Steinbalkendecken einmaligen Bergfried ist die Sonderstellung der Burg Steinsberg unbestritten und bedarf keiner Untermauerung durch das beschriebene Ornament. Burg Zuzenhausen dagegen, wehrtechnisch und historisch ebenso bedeutsam und erhaltungswürdig, verfällt unbeachtet. Vielleicht kann hier der „Drache von Zuzenhausen“, zu dem mir an Burgen keine Parallele bekannt ist, einen Sinneswandel herbeiführen.

Auf jeden Fall sollte der Einsturz der Schildmauer von Freienstein bei verspäteten Sanierungsmaßnahmen („An Wiederaufbau kaum zu denken“) Anlaß sein, wenigstens diese Anlage zu retten.

Julius Allgeyer (1829 — 1900)

Kupferstecher, Pionier der Fotografie und Biograph Anselm Feuerbachs

Manfred Hildenbrand, Hofstetten

„Bei dem Namen Rom hört alles Träumen auf, und die Selbsterkenntnis fängt an. Die alte Zauberin weist jeglichem Menschen seinen Platz an.“

Anselm Feuerbach im Dezember 1857

„Rom ist eine geistige Wiedergeburt, eine Erweiterung des Wachstums, der inneren Existenz, die jeder mehr oder weniger an sich erleben wird, der länger hier zubringt.“

Julius Allgeyer im Februar 1857

I. Ausbildung als Kupferstecher

Am 31. März vor 160 Jahren wurde in Haslach im Kinzigtal ein Mann geboren, der neben Heinrich Hansjakob, Carl Sandhaas, Louis Blum und Otto Laible¹⁾ zu den bedeutendsten Söhnen Haslachs gehört: der Kupferstecher und Pionier der Fotografie Julius Allgeyer, der mit dem berühmten badischen Maler Anselm Feuerbach und den großen Komponisten Johannes Brahms und Robert Schumann eng befreundet war.

Julius Allgeyer wurde am 31. März 1829 als Sohn des großherzoglich-badischen Amtsrevisors Johann Baptist Allgeyer geboren. Seine Mutter Maria Rosalia Elisabeth war eine geborene Blum, die Tochter des Oberlehrers Nikolaus Blum aus dessen zweiter Ehe mit Maria Luitgard Eisenmann. Nikolaus Blum war der Großvater des begabten Haslacher Malers Louis Blum (1812—1854), und Maria Luitgard Eisenmann war die Tochter des nicht minder begabten Apostelmalers Melchior Bernhard Eisenmann (1717—1772)²⁾. Kein Wunder, daß dem jungen Allgeyer aus beiden Familien ein reiches künstlerisches Erbe zufloß. Johann Baptist Allgeyer starb 1833, als sein Sohn gerade vier Jahre alt war. Nach dem Tode ihres Mannes zog Maria Allgeyer nach Überlingen, wo Julius Allgeyer zur

Schule ging. Er besuchte die dortige Höhere Bürgerschule und erlernte ab dem 14. Lebensjahr in der Creutzbauerischen lithographischen Anstalt in Karlsruhe den Beruf des Kupferstechers. Mit 19 Jahren zog Julius Allgeyer nach Freiburg und arbeitete dort als Kupferstecher. Hier beteiligte er sich 1848/49 an der badischen Revolution und mußte nach deren Niederschlagung in die Schweiz fliehen. Der Verlag Benzinger in Maria Einsiedeln in der Schweiz beschäftigte ihn als Kupferstecher, bis er 1853 wieder nach Deutschland zurückkehren konnte.

II. Julius Allgeyer und Carl Sandhaas

Als Allgeyer 1853 seine Verwandten in Haslach besuchte, traf er auch mit dem Maler Carl Sandhaas zusammen, der nach seiner Entlassung aus der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern von 1845 bis zu seinem Tode 1859 als Ortsarmer und „nährischer“ Maler³⁾ sein armseliges Leben im Haslacher Spital verbrachte.

Allgeyer fand es beschämend, wie die Haslacher Bürger Sandhaas behandelten. Er bezweifelte, ob der begabte Maler wirklich so „nährisch“ und verrückt sei, wie ihn seine Umwelt einschätzte. Er zitiert in seinen Tagebuchaufzeichnungen Sandhaas mit folgenden

bezeichnenden Worten: „Nicht ich, sondern die Haslacher sind jetzt Narren geworden; meine Narrheit liegt gegenwärtig lediglich in den zerrütteten Zuständen meines Geldbeutel, sonst würde ich dem Neste einen Namen verschaffen und es der Vergessenheit entreißen . . .“⁴⁾ Er sei, so schreibt Allgeyer in seinem Tagebuch, wehmütig von dem unglücklichen Maler geschieden und habe die deutliche Erkenntnis gewonnen, daß Sandhaas „eine grenzenlos vereinsamte, aber durchaus vornehme Künstlernatur“ sei, die „ein Bild und Beispiel echter moderner Tragik“ darstelle. Zum Schutz vor der lästigen, weil im Grunde doch immer teilnahmslosen Zudringlichkeit der Welt, habe sich Sandhaas in völlige Stummheit gehüllt. Er sei am Unverständnis seiner Umwelt, an den allgemeinen Zuständen seiner Zeit als Künstler zugrunde gegangen⁵⁾. Solche Beobachtungen offenbaren ein tiefes psychologisches Einfühlungsvermögen und soziales Verständnis in die ausweglose Lage des verfolgten Künstlers Carl Sandhaas — Erkenntnisse, die durch die neuere Sandhaas-Forschung bestätigt wurden⁶⁾.

Bald darauf im Januar 1854 verfaßte Julius Allgeyer die „Poetischen Bilder aus dem Leben des Malers Carl Sandhaas“⁷⁾. In Versen beschreibt er darin die Erfolge des Künstlers, aber vor allem die Verfolgungen, denen Sandhaas ausgesetzt war. Die „Poetischen Bilder“ zeugen von Julius Allgeyers „tief verwurzeltem sozialem Verantwortungsbewußtsein“⁸⁾. Durch die Schilderung des tragischen Lebens von Carl Sandhaas hat Allgeyer „den Finger hart auf die soziale Wunde seiner Mitbürger“ gelegt.⁹⁾ Einige Zitate aus den „Poetischen Bildern“ mögen dies belegen. Die Situation des nach langen Jahren der Wanderschaft heimkehrenden Sandhaas drückt Allgeyer in folgenden Versen aus:

*„Er aber fand die heimische Umgebung
Zu trocken meist, die Kinzig ausgenommen,
Und suchte gern zur inneren Erhebung,
Im Schutz des Waldes, den Menschen zu entkommen.*

*Von dem bewundert, manchem auch gehöhnt,
Von jedem aber ziemlich schlecht verstanden,
Hat er sich anfangs etwas schwer gewöhnt
Ans herrschende Verständnis dort zu Landen.“¹⁰⁾*

Über den im Haslacher Spital als Ortsarmen lebenden Sandhaas lesen wir in den „Poetischen Bildern“:

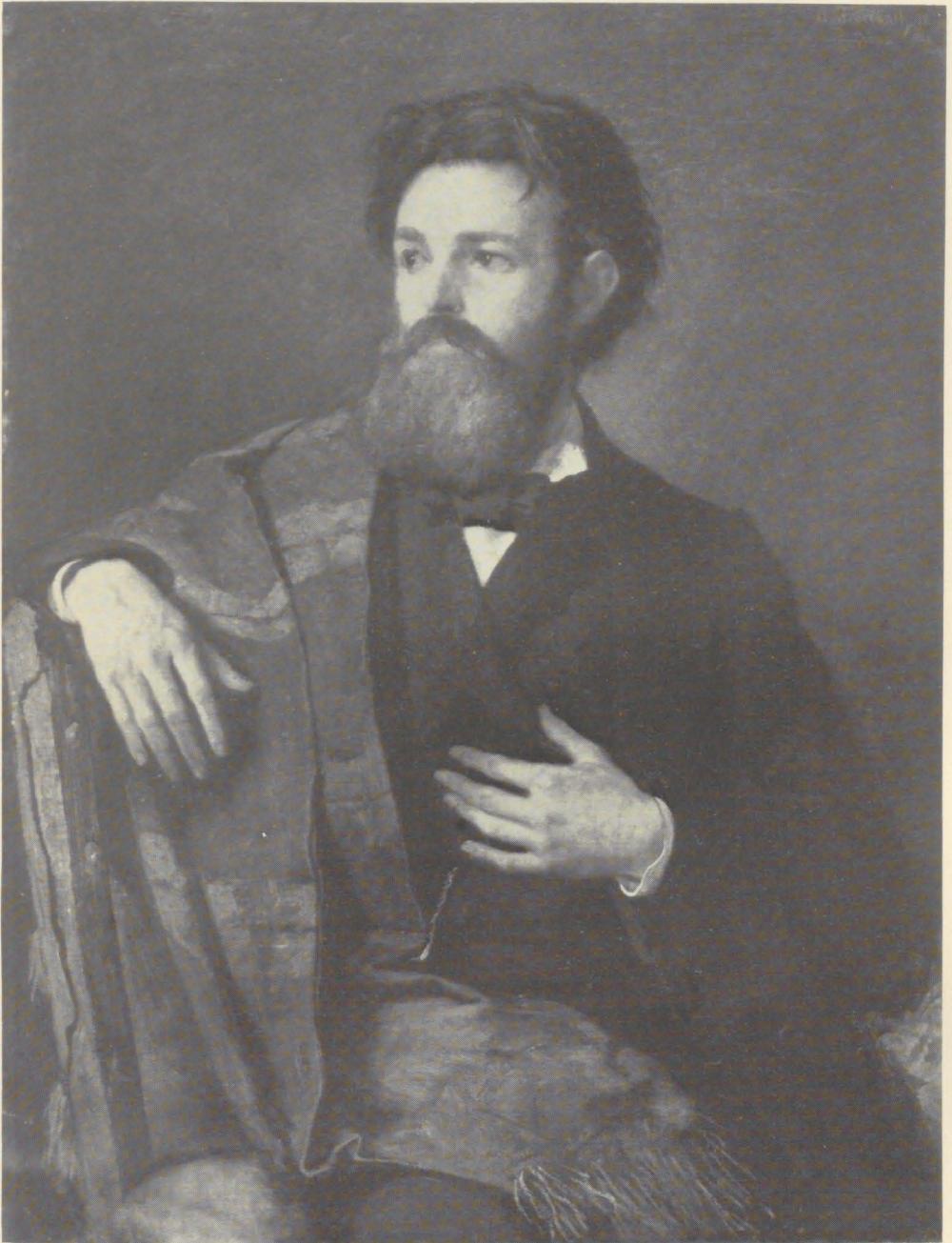
*„Man hat ihn eingeholt, und zum Gefängnis
Steckt man ihm die Gemarkung aus — zum Grab
Beschloß er mit dem zürnenden Verhängnis
Gebrochenen Herzens einen Frieden ab.*

*Noch pflegte er seine Hütte gern im Lenze,
Geflochtene Blumenkörbchen stehn davor,
Zum Zeichen, daß er an des Elends Grenze
Den tiefsten Sinn fürs Schöne nicht verlor.*

*Doch seine Seele hat er fest verschlossen
Der Welt, die ihm erbarmungslos umgibt.
Wie sie aus ihren Reihen ihn ausgestoßen
Hat er auch sie für immer ausgeliebt.“¹¹⁾*

III: An der Kunstschule in Düsseldorf, Freundschaft mit Brahms und dem Ehepaar Schumann

Mit einem Stipendium konnte Allgeyer 1854 zu seiner weiteren künstlerischen Ausbildung die Kunstschule in Düsseldorf besuchen. Damals wirkte als Lehrer dort Joseph Keller, der als Romantiker nach Degen und Ary Scheffer stach. An das Vorbild Kellers schloß sich Allgeyer eng an. In einem Brief an seinen Vetter, dem Maler Louis Blum, schildert er seine Eindrücke an der Düsseldorfer Kunstschule und äußert sich begeistert über seinen Lehrer Joseph Keller: „So gediegen nun die Leitung der Kupferstecherschule ist, in eben dem Grade mißfällt mir die Kunstrichtung im allgemeinen und der herrschende Ton unter dem größten Teil der hiesigen Künstlerschaft . . . Das gesellige Leben sagt mir ebensowenig zu. Viel Lärm um nichts, viel Schale, wenig Kern. Ich bitte täglich meinen Schutzpatron, mich von jeder und wäre es auch der angenehmsten Fessel zu schützen, welche mich für die Dauer hier festhalten könnte . . . Die renommierten Spezialitäten der hiesigen Künstlerschaft, Burschen deren jährliches



Julius Allgeyer, Porträt von Anselm Feuerbach, Öl auf Leinwand. Kunstmuseum Basel Foto: Kunstmuseum Basel



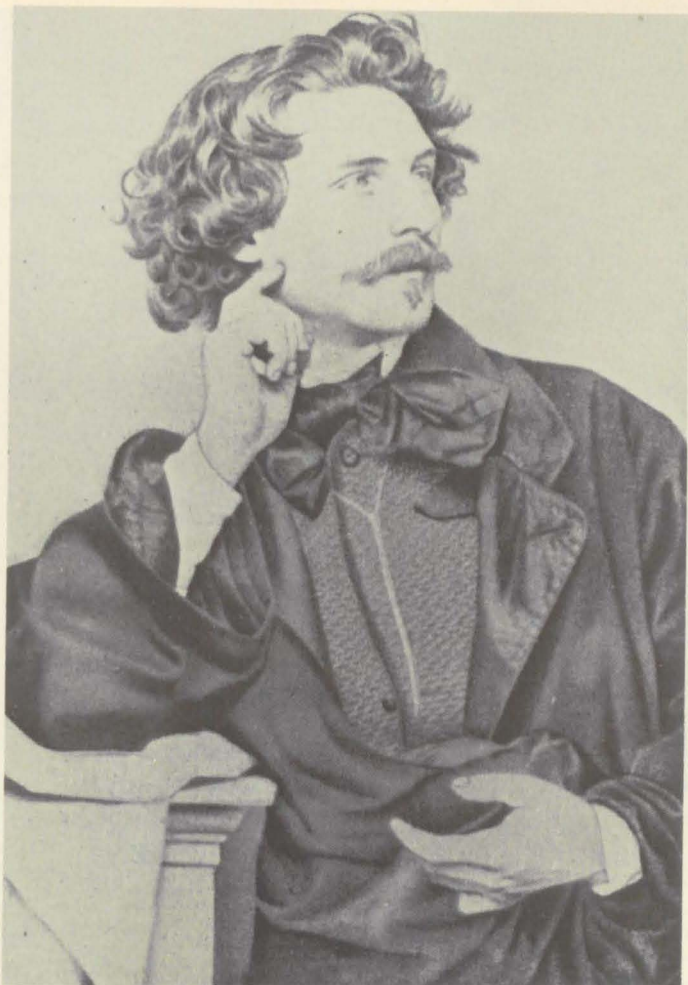
Selbstporträt des Malers Carl Sandbaas um 1853, leicht aquarellierte Bleistiftzeichnung

Foto: Manfred Hildenbrand, Hofstetten

Einkommen man auf über 12 000 Taler schätzt, und die den großen Ton angeben, wirtschaften mehr wie Bankiers denn wie echte Künstlernaturen . . . Überhaupt habe ich ein einsames Leben geführt, denn gerade hier, und wenn Absicht oder Umstände mich aus demselben herausreißen, fürchte ich, diese Einsamkeit möchte mir mit der Zeit nachteilig werden. Da mich oberflächliche Bekanntschaften leerer lassen denn gar keine, ich jedoch weder unter meinen Kollegen

noch unter meinen zwanzig pinselführenden Tischgenossen bis dato etwas Ansprechendes gefunden, muß ich vorderhand dem guten Schicksal überlassen, das mir stets und überall treffliche Menschen zugeführt hat. Meine Musestunden fülle ich mit Musik und Lektüre aus. Mit Beethoven und einem leidlichen Instrument habe ich mich noch nie verlassen gefühlt.“¹²⁾

Seine Sehnsucht nach einem echten Freundeskreis wurde ihm durch seine Bekannt-



Anselm Feuerbach

Foto: Julius Allgeyer

schaft mit dem zwei Jahre jüngeren Johannes Brahms, der ihn auch bei Klara und Robert Schumann einführte, erfüllt. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn fortan mit den großen Musikern. „Brahms“, schrieb Allgeyer damals, „hat das frappante Profil Schillers; seine Kompositionen klingen anders denn alles, was ich kenne; er hat die Unarten eines unartigen Kindes und die Auffassung eines Mannes.“¹³⁾ Johannes Brahms widmete ihm später sein Opus 75, die „Balladen und Ro-

manzen für zwei Singstimmen mit Piano- forte“.

Anzeichen von Krankheit, denen ein Blutsturz folgte, trieben den jungen Kupferstecher im Frühjahr 1856 zur Pflege zu seiner Mutter nach Überlingen zurück. Dort schrieb er für Brahms in der Überlinger Bibliothek aus alten katholischen Gesangbüchern zweihundert Melodien ab, die aus dem 16. Jahrhundert stammten. Die Vorliebe des Komponisten für die Musik vergangener Zeiten war

Das mir durch Überweisung einer
Gemeinde von Op. 75 (wie konnte
es auf mir sein, wenn Brahms sagen), gesehen
die verbindliche Bestätigung einer
Yourspreche befehle, die mich mir,
ihm von meinem Freunde nach mit
mir besprochen, weil „Edward“ die
Kreise eröffnet u. beendet.

Es ist unglücklich mich die Frau die
mir durch diese unglückliche Wirt-
schaft von der Welt entfernt, die
mich auf eine neue Mannentour
gab, sondern das ist das künftige
Kunst, ein Programm zu schreiben, es gab's
gab es mir nicht klar, als weil
es mich genau gab u. das war auf Zeit,
beim als unvollständige Wochenschrift.

Dies die unglückliche Wirt-
schaft von der Welt entfernt, die
mich auf eine neue Mannentour
gab, sondern das ist das künftige
Kunst, ein Programm zu schreiben, es gab's
gab es mir nicht klar, als weil
es mich genau gab u. das war auf Zeit,
beim als unvollständige Wochenschrift.

Stimmen

gebunden

Julius Allgeyer

Seinem Freunde
JULIUS ALLGEYER
zugeweiht.

Balladen und Romanzen
für zwei Singstimmen
mit Pianoforte
von
JOHANNES BRAHMS.

Op. 75.

- №1. Edward. (Aus Herders Volksliedern) Für Alt und Tenor.
„ 2. Guter Rath. (Aus des Knaben Wunderhorn) Für Sopran und Alt.
„ 3. So lass' uns wandern! (Nach dem Böhmischen v. Josef Wenzig)
für Sopran und Tenor.
„ 4. Walpurgisnacht. (Willibald Alexis) für 2 Soprane.

Translated into English by M^{rs} Natalia Macfarren.

Ent^e Stat. Hall.

Verlag und Eigenthum

von
N. SIMROCK in BERLIN.

New York. G. Schirmer

S^t Petersburg. A. Büttner

Basel, Zürich, Luzern S^t Gallen Straßburg. Gebr. Hug

1878.

100.100.100.100.100

Johannes Brahms widmete sein Opus 75 seinem Freund Julius Allgeyer

Foto: Fotozentrum Grüniger, Haslach i. K.

Allgeyer bekannt, und er hatte damit Brahms eine große Freude bereitet¹⁴).

Als er wiederhergestellt war, suchte Allgeyer mit einem weiteren ihm verliehenen Staatsstipendium im Herbst 1856 Rom auf. Italien war seine heiße Sehnsucht, und sein Aufenthalt in Rom war ein wichtiger Wendepunkt in seinem künstlerischen Schaffen und Leben. Seine Tätigkeit als Kupferstecher hatte er bis dahin, arm wie er war, und gezwungen nach Bestellungen der Kunsthändler zu arbeiten, mit dem Stechen religiöser Themen zugebracht. Vor allem fertigte er Kupferstiche für den Verlag Benzinger in Maria Einsiedeln nach Bildern von Josef Heinemann und Ary Scheffer¹⁵).

IV. Beginn der Freundschaft mit Anselm Feuerbach in Rom

In der ersten Zeit seines Studienaufenthaltes in Rom fiel ein Ereignis, das für sein ganzes späteres Leben von entscheidender Bedeutung werden sollte: die Bekanntschaft mit dem badischen Kunstmaler Anselm Feuerbach (1829—1880), die bald zu einer innigen, 23 Jahre dauernden Freundschaft und völligen Hingebung an das künstlerische Werk dieses fast gleichaltrigen Malers wurde.

Wie Allgeyer und Feuerbach bekannt wurden, erzählt er selbst: „Es war gegen Ende November des Jahres 1856, daß ich eines Abends einsam in dem an der Via Sistina gelegenen, jedem Deutschen damals wohlbekannten Café Luigi saß, als ich von einem der wenigen anwesenden Gäste einen rasch und lebhaft Eintretenden laut in deutscher Zunge mit dem Namen Feuerbach anrufen hörte. Die überaus anziehende Erscheinung, zwar klein an Wuchs, aber notwendig jedem auffallend durch den klassischen Schnitt und Bau des Kopfes, erweckte unwillkürlich mein ganzes Interesse.“¹⁶)

Durch den alten Bildhauer Lotsch, der ebenfalls ein Badener war und seit Jahrzehnten in Rom lebte, wurden Feuerbach und Allgeyer bekannt gemacht. Anselm Feuerbach weilte

seit 1855 mit einem Stipendium des badischen Großherzogs in Venedig und Florenz und war kurz vor Allgeyer nach Rom gekommen. Vier Jahre lang, 1856—1860, verbrachte Allgeyer als Zimmernachbar, Vertrauter und Freund Feuerbachs in Rom. Er erlebte die schwierige Selbstfindung Feuerbachs als Künstler, seine großen Schwierigkeiten mit seinen Mäzenen und Auftragsgebern in Rom, die Intrigen, die gegen ihn und seine Kunst in der badischen Residenzstadt Karlsruhe aufkamen.

Rom war für die beiden jungen Künstler eine „gottbegnadete Insel stillen Denkens und Schaffens.“¹⁷) Mit tiefen Zügen sogen die beiden Freunde „den Zauber der klassischen Natur“ in sich ein¹⁸). Rom war ein „durch Kunst und Poesie geweihter Fleck Erde.“¹⁹) „Wer nach Rom kommt und sich einbildet, Form zu haben, der wird, wenn er ein einsichtiger Mensch ist, alsbald finden, daß er von neuem sehen und lernen muß. Der deutschromantische Geist steht hier der vollkommenen positiven Erscheinung gegenüber, über welche die Phrase keine Macht hat.“²⁰) Der römische Aufenthalt war für Feuerbach und Allgeyer „eine Entwicklungsgeschichte und voll — voll Poesie.“²¹)

Als Künstler mußte Anselm Feuerbach in einer Zeit wirken, die ganz im Historismus verankert war und die nach monumentalen Darstellungen des Historischen verlangte, die Geschichte, Sage und Mythos auf der Leinwand und an den Wänden suchte. In Rom bildete sich Feuerbachs eigener Stil aus, der sich an der hohen Schönheit der großen Meister der Renaissance orientierte. Er empfand sich als Spätling dieses großen Zeitalters römischer Kunst und konnte deshalb auch nur in Rom als Künstler glücklich sein. Julius Allgeyer folgte seinem Freund auf diesem künstlerischen Weg bedingungslos.

Zweimal, 1857 und 1858, hatte Anselm Feuerbach seinen Freund porträtiert. Beide Bilder gehören zu den schönsten Beispielen der Feu-



„Dante im Exil am Hofe zu Ravenna“, Kupferstich von Julius Allgeyer (1860) nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach.

Kunstsammlungen Veste Coburg

Foto: Kunstsammlungen Veste Coburg

erbachschens Porträtkunst. Im Sommer 1858 begaben sich Feuerbach und Allgeyer in das Albaner Gebirge in der Nähe von Rom, um dort einen vierwöchigen Sommeraufenthalt zu verbringen. „Einmal lockte uns“, so berichtet Allgeyer, „auch das fern am Horizont schimmernde Meer hinunter an die klassischen Felsengestade von Porto d’Anzio, die dann später für Feuerbach der Schauplatz zu den eingehensten Meer- und Terrainstudien wurden. Sie haben nicht allein den Hintergrund für seine Iphigenien- und Medeenbilder abgebenen, sondern, für vieles, wie unter anderem für seine lieblichen Strandbilder die unmittelbare Anregung geliefert.“²²⁾

1858 entstand in Rom Feuerbachs großes Gemälde „Dante mit edlen Frauen“. Der Kunstmäzen Landsberg hatte es bestellt, es jedoch später nicht angekauft. Es wurde im Dezember 1859 schließlich von Großherzog Fried-

rich I. von Baden für seine Privatgemächer erworben und befindet sich heute im Besitz der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. Allgeyer machte dieses Gemälde zur Vorlage zu einem seiner besten Kupferstiche, der 1860 entsteht und Großherzog Friedrich I. gewidmet ist. Als Legende wählte er „Dante im Exil am Hofe von Ravenna, gefolgt von seiner Tochter und edlen Frauen vom Hofe, empfängt den Lorbeer für seine vollendete göttliche Comödie“.

Als Anselm Feuerbach im Januar 1858 in große finanzielle Engpässe geriet, wandte sich Allgeyer an den Dichter Joseph Victor Scheffel, der seit vielen Jahren mit Feuerbach befreundet war, und bat ihn, dem in Not geratenen Künstler zu helfen. Scheffel verschafft daraufhin Feuerbach die notwendigen Geldmittel, damit er in Rom weiterarbeiten konnte²³⁾.

V. Kupferstecher in Karlsruhe

Im März 1860 verließ Allgeyer Rom, da er vom Kunstverlag Karlsruhe einige Aufträge in Aussicht gestellt bekommen hatte. Er sollte Kupferstiche religiösen Inhaltes fertigen. Als erste Arbeit wählte Allgeyer die „Pietà“ Feuerbachs, allerdings in ihrer ersten Fassung mit dem Engel, die Feuerbach 1859 gefertigt hatte²⁴). Damals entstanden noch die beiden Kupferstiche „Kleingläubiger, warum zweifelst du?“ (nach Joseph Heinemann) und „Er wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken. Die Gerechten aber werden das ewige Leben haben“ (Nach Ary Scheffer). Beide Arbeiten werden heute im Kupferstichkabinett der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe aufbewahrt.

In Karlsruhe verhandelte Allgeyer im November 1860 mit dem einflußreichen Geheimen Finanzrat Kreidel, der für den Ankauf von Bildern für die Gemäldegalerie in Karlsruhe mitverantwortlich war. Kreidel, den Allgeyer einen in seiner Bildung und Denkart „Banausen“²⁵) bezeichnet, schien zunächst geneigt, darauf hinzuwirken, daß Feuerbach in Karlsruhe ein Atelier zur Verfügung gestellt bekommen und eventuell auch als Lehrer an die Kunstschule berufen werden sollte, was allerdings dann nicht verwirklicht wurde. Zu groß waren die Widerstände gegen Feuerbach in der badischen Residenzstadt. Vor allem der neuberufene Direktor der Karlsruher Gemäldegalerie Karl Friedrich Lessing erwies sich als ein großer Gegner Feuerbachs. Er verhinderte letztlich, daß Feuerbach in Karlsruhe eine künstlerische Wirkungsstätte fand. Da half selbst das Eintreten des Direktors der Karlsruher Kunstschule Wilhelm Schirmer für Feuerbach nichts²⁶). Allgeyer verfaßte damals eine Denkschrift an den badischen Großherzog, in der er Feuerbachs künstlerisches Werk pries und für seine Berufung an die Kunstschule plädierte. Auf die Denkschrift erfolgte keine Antwort. Karlsruhe blieb für Feuerbach verschlossen.

In jener Zeit suchte Allgeyer Feuerbachs Mutter, Henriette Feuerbach²⁷), in Heidelberg auf, die das künstlerische Schaffen ihres Sohnes mit großer Hingabe begleitete²⁸). In ihrem Haus trafen sich Allgeyer und Feuerbach im Sommer 1860 wieder. Anschließend besuchte Feuerbach Allgeyer in Karlsruhe und wurde von ihm in seinen Freundeskreis eingeführt, zu dem der evangelische Oberkirchenrat Forch und der Hofkapellmeister Kalilwoda²⁹) gehörten.

1861 kehrte Feuerbach nach Rom zurück und widmete sich ganz seinem Lieblingsmodell, der schönen Römerin Nanna Risi, was in der Folgezeit reichlichen Anlaß zu weiteren Angriffen auf ihn gab³⁰). Allgeyer spielte mit dem Gedanken, ebenfalls wieder nach Rom zu gehen. Damals tauchte der Plan eines gemeinsamen Werkes auf. Er wollte nach Zeichnungen von Feuerbach die Propheten und Sibyllen Michelangelos an der Sixtinischen Decke in Kupfer stechen. Aber seine berufliche Laufbahn sollte sich ganz anders gestalten.

VI. Gründung eines photographisch-artistischen Ateliers in Karlsruhe

Mit seinem verheirateten Bruder Leo eröffnete Julius Allgeyer 1861 in Karlsruhe in der Langen Straße (heute Kaiserstraße) 163 ein photographisch-artistisches Atelier³¹). Auf dem Gebiet der künstlerischen Fotografie beschritten die beiden Brüder ganz neue Wege, indem sie Großaufnahmen, vor allem Porträts, herstellten. Es erschienen damals im Verlag Velten in Karlsruhe mehrere Hefte von Julius Allgeyer, die fotografisch reproduzierte Gemälde Anselm Feuerbachs enthielten. Auch Wilhelm Schirmers biblische Landschaften wurden von den Gebrüdern Allgeyer in fotografischen Nachbildungen herausgegeben.

Im Sommer 1864 und 1865 trafen sich Allgeyer und Feuerbach in Baden-Baden, wo Henriette Feuerbach während der Sommermonate wohnte. Mit von der Partie waren



„Kleingläubiger, warum zweifelst du?“ Kupferstich von Julius Allgeyer nach Joseph Heinemann. Kupferstichkabinett der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Foto: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

auch der Komponist Johannes Brahms und der Karlsruher Hofkapellmeister Hermann Levi³²), mit dem Allgeyer seit kurzem befreundet war. Brahms war von dem künstlerischen Werk Feuerbachs sehr angetan³³). In der Tat zeigen die Ansichten über Kunst und wahre Künstlerschaft bei Brahms und Feuerbach auffallende Übereinstimmung. Die

strenge Kunstgesinnung, die unter allen Umständen eine an den Vorbildern der großen Vergangenheit ausgebildete edle Formgestaltung verlangte, eine Zurückhaltung, die jedes Exzessäre im Kunstwerk verabscheute, eine strenge Selbstkritik, die jedes Werk nur nach langer Arbeit der Öffentlichkeit übergab, waren beiden gemeinsam³⁴).



Julius Allgeyer, Johannes Brahms, Hermann Levi (um 1870)

Foto: Gebrüder Allgeyer, Karlsruhe

Häufig zu Gast waren Brahms, Levi, Feuerbach und Allgeyer damals auch bei Klara Schumann, die seit 1862 in Lichtental bei Baden-Baden ein Häuschen erworben hatte und sich dort in den Sommermonaten regelmäßig aufhielt³⁵). Mit Brahms hatte Allgeyer den Kontakt nie abreißen lassen. Sein umfangreicher Briefwechsel mit dem Komponisten beweist das³⁶). Er drängte Brahms immer wieder, endlich eine Oper zu komponieren und verfaßte für ihn sogar ein Libretto, dem Pedro Calderons Drama „Das laute Geheimnis“ zugrunde lag³⁷). Brahms konnte sich jedoch nie zu einer Oper entschließen. Sehr oft besuchte Brahms auch Allgeyer in Karlsruhe. Im

„Hinterstübchen“ von Allgeyers Karlsruher Wohnung³⁸), wo der Komponist 1866 für drei Monate eine Bleibe fand, hatte er sein „Deutsches Requiem“ größtenteils komponiert. Es wurde dann von Hermann Levi 1869 in Karlsruhe aufgeführt, der zu den Chorproben immer direkt von den Proben zu Richard Wagners „Meistersingern“ kam. „Das Studium Deines Requiems ist für Levi der Rheinwein zu R. Wagners table d'hôte zur Wirtschaft ‚Die Meistersinger von Nürnberg‘“, schrieb Allgeyer am 25. Januar 1869 an Brahms³⁹), der es auf die Dauer nicht ertragen konnte, daß sein Freund Hermann Levi, der viel für die Durchsetzung seines Werkes ge-

tan hatte, mit so viel Verve auch Wagner-Dirigent werden wollte und konnte.

Allgeyer und Feuerbach ließen sich nicht in den Kreis der Bewunderer Richard Wagners ziehen, was das Verhältnis zwischen Allgeyer und Levi allmählich trübte. Trotz dieser Mißstimmungen verabschiedete sich Levi mit einer glanzvollen Aufführung des „Triumphliedes“ von Brahms aus Karlsruhe 1872, um der Berufung nach München Folge zu leisten. 1882 leitete er in Bayreuth die Uraufführung von Wagners letzter Oper „Parzifal“⁴⁰).

VII. Vorstand der Photographischen Anstalt Albert und Erfinder in München

Als Pionier des künstlerischen Fotografierens wurde Julius Allgeyer in Karlsruhe so bekannt, daß die damals in Deutschland führende Lichtdruckanstalt, die Photographische Anstalt Albert in München, ihm eine neue Wirkungsmöglichkeit anbot⁴¹), die Allgeyer im Oktober 1872 annahm. Diese Anstalt stand damals in voller Blüte und besaß, wie Allgeyer an Brahms schrieb, „Weltruf“⁴²). Man versuchte dort, das Lichtdruckverfahren



Die Kapellengruft auf dem Ostfriedhof in München, in der Julius Allgeyer begraben liegt.

Foto: Franz Schmider, Haslach i. K.

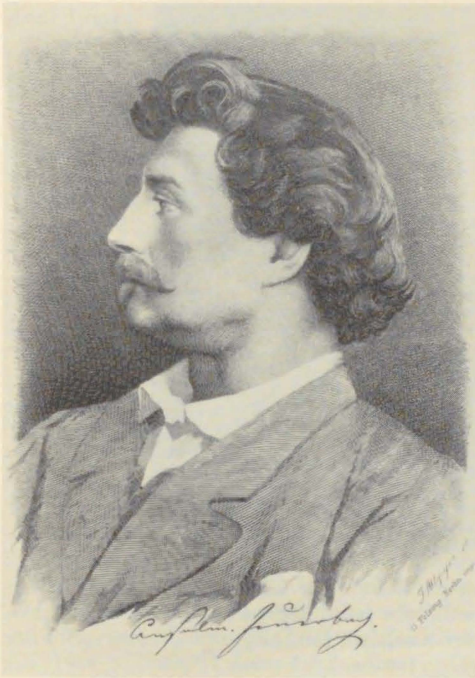
technisch so zu gestalten, daß mittels der Schnellpresse Massenaufgaben graphischer Nachbildungen hergestellt werden konnte. Bald hatte der Inhaber dieses Unternehmens Josef Albert zu Julius Allgeyer ein so großes Vertrauen, daß er ihn zum Vorstand der Anstalt machte. Die acht ersten Münchner Jahre waren wohl die sorglosesten in Allgeyers Leben. Als wissenschaftliche Frucht seiner Tätigkeit in München erschien 1881 sein „Handbuch über das Lichtdruckverfahren“⁴³⁾.

Sein Freund Anselm Feuerbach war 1873 zum Professor an der Kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien und Vorstand der neu zu errichtenden Meisterklasse der Historienmalerei berufen worden. Allgeyer suchte ihn dort im Februar 1874 auf und war Zeuge des Skandals, den Feuerbachs Monumentalgemälde „Die Amazonenschlacht“ in einer Ausstellung im Wiener Künstlerhaus auslöste. „Die Besucher“, so schreibt Allgeyer, „drängten sich mit Gesten des Abscheus an dem Bild vorüber, das damals einige, für das keusche Auge der Wiener unerträgliche Nacktheiten aufwies.“⁴⁴⁾ Er versuchte, den Freund gegen den Unverstand seiner Kritiker in Schutz zu nehmen und pries in einer Besprechung in der österreichischen „Allgemeinen Zeitung“ die künstlerischen Qualitäten dieses umstrittenen Gemäldes. Auch Brahms, der seit 1872 in Wien als Leiter des Singvereins und Dirigent der Gesellschaftskonzerte wirkte, setzte sich in der Wiener Gesellschaft für Feuerbach ein⁴⁵⁾.

Tief erschüttert wurde Allgeyer durch den allzu frühen Tod Feuerbachs, der unter mysteriösen Umständen im Januar 1880 in Venedig starb. Seit dem Jahre 1880 beschritt Allgeyer einen Weg, der geschäftlich für ihn verhängnisvoll werden sollte. Vielleicht angeregt durch den unermüdlichen Erfindergeist Josef Alberts, faßte er den Entschluß, das fotografische Reproduktionsverfahren mittels Rasterplatten durch eigene Erfindungen weiterzuentwickeln. Er schied aus der Albertschen Anstalt aus und gründete eine eigene Anstalt.

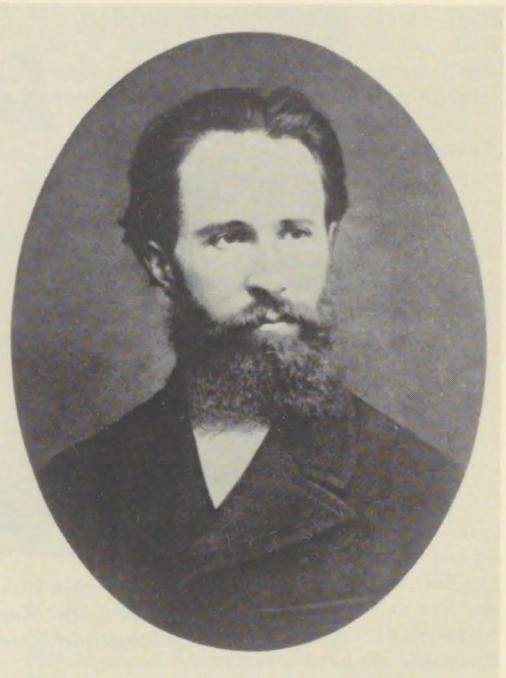
Er fand einen Gesellschafter, und vertrauenselige Freunde schossen ihm Kapital vor. Er hatte sich auf die Idee festgelegt, das Verfahren zu entwickeln, das in der Hauptsache bereits 1881 von Meisenbach und Schmädel erfunden worden war. Das von ihnen entwickelte fotomechanische Reproduktionsverfahren zur Herstellung von Hochdruck-Buchdruckplatten nach Halbtonvorlagen, Autotypie genannt, machte später das Rennen. Noch 1884 glaubte Allgeyer, daß seine Erfindungen erfolgreich sein würden.

Am 4. April 1884 wandte er sich in einem Brief an seinen alten Freund Johannes Brahms mit der Bitte, ihm 3000 Mark für die Weiterentwicklung seiner Erfindung zu leihen. Er schreibt: „Nicht leichtfertig vorsätzlich, sondern durch zwingende Umstände und meinen ganzen äußeren Lebensweg systematisch darauf hingeführt, war ich dem letzten noch zu lösenden photographischen Problem nahegetreten, d. h., die Photographie der Buchdruckpresse unmittelbar dienstbar zu machen . . . Ich bedarf nur eines kleinen Kapitals zu Betrieb und verbesserten Einrichtungen, um jedermann den tatsächlichen Beweis von der praktischen Verwendbarkeit des Verfahrens leisten zu können, nachdem die Druckfähigkeit meiner Reliefs mittels der Schnellpresse bereits konstatiert ist . . . Ich weiß, Du hältst nicht viel von meinem Geschäftstalent. Hier handelt es sich auch nicht um ein Geschäft nach dem gewöhnlichen Wortsinn, sondern um die Verwertung einer Erfindung, deren Wichtigkeit und Wert alle Fachleute anerkennen, wenn der Nachweis gegeben werden kann, daß die praktische Herstellung Schritt hält mit der Schönheit des Resultats . . .“⁴⁶⁾. Bereitwillig erfüllte Brahms die Bitte seines Freundes. Doch Allgeyers Erfindung war ein Mißerfolg und endete mit einer finanziellen Katastrophe. Hochverschuldet mußte er 1887 seinen Betrieb schließen. Wieder trat er in die Albertsche Anstalt ein, wo er bis 1892 tätig war.



Anselm Feuerbach, Kupferstich von Julius Allgeyer aus seiner Feuerbach-Biographie

Foto: Fotozentrum Grüninger, Haslach i. K.



Julius Allgeyer (um 1871) Stadtarchiv Karlsruhe

Foto: Fotostudio Ganske, Karlsruhe

VIII. Der Biograph Anselm Feuerbachs

Schon lange trug Allgeyer den Gedanken in sich, seinem unvergeßlichen Freund Anselm Feuerbach ein Denkmal in Form einer Lebensbeschreibung zu setzen. Gezeichnet von einem organischen Flechtleiden, zog er sich 63jährig vom geschäftlichen Leben zurück und machte sich an die Aufgabe, die Biographie Feuerbachs zu schreiben. „Ich muß eine Aufgabe haben über das Alltägliche hinaus“, schrieb er an Carl Neumann. „Die Deutschen verstehen menschliche Größe nur antiquarisch oder — wenn sie Tausende von Menschenleben kostet — wir sind unserer großen Männer gar nicht wert.“⁴⁷⁾

Kein anderer wäre geeigneter gewesen, den bewegten Lebensgang des großen Malers An-

selm Feuerbach zu beschreiben als sein langjähriger Freund Julius Allgeyer. 1894 erschien im E. E. Buchners Verlag in Bamberg die Biographie Feuerbachs als Buch mit einem von Allgeyer gestochenen Brustbild des Künstlers. Das Werk hatte Erfolg und fand eine große Lesergemeinde. Allgeyer konnte mit Genugtuung feststellen, daß die Kunst Feuerbachs bereits bei weiten Kreisen größere Anerkennung als zu seinen Lebzeiten gefunden hatte. Der Tod Brahms im Jahre 1897 traf Allgeyer schwer. „Wieder ist einer von den Herrlichen dahingegangen, der 43 Jahre als befreundeter Stern über meinem Dasein gestanden hat“, schrieb er an Carl Neumann. „Ich muß der Klage dankbar entgegenhalten, daß es mir vergönnt war, den größten Teil meines Le-



„Er wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken. Die Gerechten aber werden das ewige Leben haben.“ Kupferstich von Julius Allgeyer nach Ary Scheffer. Kupferstichkabinett der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Foto: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

bens im Licht des schönen Doppelgestirns Feuerbach und Brahms zu wandeln, lange bevor die Welt ihren Glanz gewährte.“⁴⁸⁾

Durch den Erfolg der Feuerbach-Biographie angespornt, machte sich Allgeyer 1897 bis 1899 an die vollkommene Umarbeitung und Erweiterung der Biographie. Er fügte Feuerbachs Originalbriefe bei, die er selbst besaß oder die ihm Henriette Feuerbach aus dem Nachlaß ihres Stiefsohnes zur Verfügung gestellt hatte. Die Veröffentlichung des umfangreichen zweibändigen Werkes hat Allgeyer allerdings nicht mehr erlebt. Es wurde erst nach seinem Tode 1904 von dem Göttinger Kunsthistoriker Professor Carl Neumann dem Druck übergeben⁴⁹⁾.

Parallel zur Umarbeitung der Feuerbachbiographie übernahm Allgeyer noch eine zweite mühevollen Arbeit: Als alter Freund des Schumannschen Hauses wurde er gebeten, die Biographie Klara Schumanns zu verfassen. Diese umfangreiche Aufgabe schien die Kraft des damals fast siebzighährigen Allgeyers fast

zu übersteigen. Die Fülle des vorhandenen Materials war sehr groß: 47 Quartbände Tagebücher, seit 1819 erst vom Vater Friedrich Wieck, dann von Klara Schumann selbst, zum Teil auch von Robert Schumann geführt und bis 1896 reichend, dazu ein umfangreicher Briefwechsel mußten gesichtet und durchgearbeitet werden. Im Herbst 1898 begann Allgeyer das Material aus dem Schumannschen Nachlaß durchzusehen und zu ordnen. Ende Mai 1900 schrieb er an Carl Neumann, erschüttert durch den Tod von Hermann Levi, mit dem er über 30 Jahre lang befreundet gewesen war: „Das Material ist ungeheuerlich, daß mir ist, als befände ich mich immer auf demselben Fleck.“⁵⁰⁾ Der eiserne Wille und Fleiß Allgeyers vermochten die Biographie Klara Schumanns bis zum 7. Kapitel, nämlich bis zu ihrer Heirat mit Robert Schumann, fertigzustellen. Dann nahm der Tod ihm am 6. September 1900 die Feder aus der Hand⁵¹⁾. Er wurde auf dem Münchner Ostfriedhof in einer Kapellengruft beigesetzt⁵²⁾.

1) Vgl. Manfred Hildenbrand u. Werner Scheurer (Hrsg.), Heinrich Hansjakob (1837–1916). Festschrift zum 150. Geburtstag, Haslach i. K. 1987. Hier alle weitere Hansjakob-Literatur. Franz Schmider, Maler Carl Sandhaas, 2. Aufl. Haslach i. K. 1984; Esther Vögely, Der „nährische Moler“ von Haslach, Ekkhart 1985, S. 87–96. Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob und Louis Blum, Badische Heimat, Heft 1, 1987, S. 65–71. Gerhard Grimm, Der Maler Otto Laible, München 1970; Ludwig Vögely, Dem Maler Otto Laible, Badische Heimat, Heft 4, 1987, S. 569–580.

2) Manfred Hildenbrand, Der Haslacher Apostelmaler Melchior Eisenmann, Offenburger Tageblatt v. 13. u. 14. 4. 1971.

3) Anhand der Akten zur Krankheitsgeschichte von Carl Sandhaas, die heute sich im Archiv des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Emmendingen befinden, weist Martin Ruch in seinem Aufsatz „Der Haslacher Maler Carl Sandhaas in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau 1843–45“ in „Die Ortenau“ 1988, S. 495–504, nach, daß Sandhaas geistig nicht krank war und zu Unrecht in die „Irrenanstalt“ eingeliefert wurde.

4) Zit. n. Heinrich Hansjakob, Wilde Kirschen, 16. Aufl. Haslach i. K. 1983, S. 232

5) Ebenda, S. 233.

6) Vgl. Martin Ruch, a. a. O.

7) Das handgeschriebene Manuskript Allgeyers befindet sich im Stadtarchiv Überlingen. Julius Engelberg hat 1959 die „Poetischen Bilder“ zum ersten Mal drucken lassen (Verlag Wilhelm Engelberg Haslach i. K.).

8) Julius Engelberg im Nachwort zu den „Poetischen Bildern“, S. 68.

9) Ebenda, S. 68

10) Julius Allgeyer, Poetische Bilder, a. a. O., S. 27.

11) Ebenda, S. 65/66. Heinrich Hansjakob bekam von Julius Allgeyer das Manuskript der „Poetischen Bilder“ zur Verfügung gestellt und hat sie als Quelle zu seiner Erzählung „Der nährische Maler“ verwendet. Sie ist enthalten in Hansjakobs Erzählband „Wilde Kirschen“, 16. Aufl. Haslach 1983, S. 181–243.

12) Zit. n. Julius Engelberg, Nachwort zu den „Poetischen Bildern“, S. 70.

13) Zit. n. Carl Neumann, Begleitwort zu Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, Bd. I, Berlin/Stuttgart 1904, S. IX.

14) Brief Allgeyers an Brahms v. 17. 5. 1856 in: Alfred Orel, Johannes Brahms und Julius Allgeyer. Eine Künstlerfreundschaft in Briefen, Tutzing 1964, S. 13.

15) Das genaue Verzeichnis seiner Arbeiten findet man in Julius Meyer, Künstler-Lexikon, Bd. I, Leipzig 1872, S. 49, sowie in U. Thieme u. F. Becker, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. I, Leipzig 1907, S. 315.

16) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I, S. 340.

17) Anselm Feuerbach, Ein Vermächtnis, Berlin o. J., S. 146.

18) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I, S. 366.

19) Ebenda, S. 367.

20) Anselm Feuerbach, Ein Vermächtnis, a. a. O., S. 152.

21) Ebenda, S. 182.

22) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I, S. 392.

23) Ebenda, S. 374, 378.

24) Ebenda, S. 430 f.

25) Ebenda, S. 435.

26) Ebenda, S. 440 ff.

27) Henriette Feuerbach geb. Heydenreich war die Stiefmutter Anselm Feuerbachs. Seine leibliche Mutter war gestorben, als er 6 Monate alt war. Sein Vater, der ebenfalls Anselm hieß, war Professor der Philologie und Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br. (geb. 1798, gest. 1851). Er hatte Henriette Heydenreich 1834 geheiratet.

28) Henriette Feuerbach gab 1882 Anselm Feuerbachs „Ein Vermächtnis“ heraus.

29) Wilhelm Kalliwoda (1827–1892), Pianist und Dirigent, 1853–1875 Hofkapellmeister in Karlsruhe.

30) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I., S. 470 ff.

31) Mitteilung des Stadtarchivs Karlsruhe v. 13. 1. 1989.

32) Hermann Levi (1839–1900), Sohn eines Rabbiners, Dirigent 1859 in Saarbrücken, 1861 Kapellmeister in Rotterdam, 1864 Hofkapellmeister in Karlsruhe, seit 1872 Hofkapellmeister in München.

33) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. II, S. 29; Hans A. Neunzig, Brahms. Der Komponist des deutschen Bürgertums, Wien/München 1976, S. 212 f.

34) Alfred Orel, a. a. O., S. 42.

35) Ebenda, S. 36.

36) Vgl. die Briefsammlung hrsg. v. Alfred Orel, a. a. O.

37) Brief Allgeyers an Brahms v. 11. 9. 1869, Alfred Orel, a. a. O., S. 56; Hans A. Neunzig, a. a. O., S. 128, 149, 212.

38) Brief Allgeyers an Brahms v. 25. 1. 1869, Alfred Orel, a. a. O., S. 49.

39) Alfred Orel, a. a. O., S. 47.

40) Martin Gregor-Dellin, Richard Wagner, München/Zürich 1980, S. 818 ff.

⁴¹⁾ Carl Neumann, Begleitwort zu Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I, S. XI.

⁴²⁾ Brief Allgeyers an Brahms v. 27. 2. 1872, Alfred Orel, a. a. O., S. 76.

⁴³⁾ Im Verlag Karl Schulze in Leipzig erschienen, die 2. Auflage erschien 1886.

⁴⁴⁾ Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach a. a. O., Bd. II, S. 238.

⁴⁵⁾ Hans A. Neunzig, a. a. O., S. 216.

⁴⁶⁾ Alfred Orel, a. a. O., S. 117 f.

⁴⁷⁾ Zit. n. Carl Neumann, Begleitwort zu Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, a. a. O., Bd. I, S. XII.

⁴⁸⁾ Zit. n. Carl Neumann, Begleitwort, a. a. O., S. IX.

⁴⁹⁾ Erschienen im Verlag W. Spemann Berlin/ Stuttgart mit einem ausführlichen Begleitwort von Carl Neumann.

⁵⁰⁾ Zit. n. Carl Neumann, Begleitwort, a. a. O., S. XIII.

⁵¹⁾ Die Biographie Klara Schumanns ist nie in dieser Form veröffentlicht worden. Vgl. Berthold Litzmann, Klara Schumann, Bd. I, Leipzig 1902, Vorrede.

⁵²⁾ Seine Heimatstadt Haslach i. K. hat auf dem Rotkreuzgebiet eine Straße nach Julius Allgeyer benannt. 1949 wurde die lebenslange Freundschaft Feuerbachs mit Allgeyer in dem Film „Das unsterbliche Antlitz“ verfilmt, in dem O. W. Fischer und Siegfried Breuer die Hauptrollen spielten.

Nachtrag

Nach Abschluß des Manuskripts wurde folgendes entdeckt:

Vom Geburtsdatum Julius Allgeyers gibt es drei Versionen. Die ganze bisherige Sekundärliteratur über Allgeyer, Feuerbach und Brahms gibt als Geburtsdatum den 29. März 1829 an. Im Sterberegister der Stadt München wird vermerkt, Julius Allgeyer sei am 30. April 1829 in Haslach/Baden geboren worden. Im Taufbuch der katholischen Pfarrgemeinde Haslach i. K. trug der damalige Pfarrer Brüderle als Geburtsdatum den 31. März 1829, 10 Uhr abends, ein, was mit Sicherheit das richtige Geburtsdatum sein dürfte. Aus diesem Eintrag geht hervor, daß Julius Allgeyer am 1. April 1829 getauft wurde. Taufpaten waren der Haslacher Chirurg Fidel Kraft und Agathe Schindele geb. Blum, die Ehefrau des Haslacher Kaufmannes Josef Schindele.

„Wenn man ringsum den Kanonendonner hört . . .“

Tagebuch eines badischen Soldaten des I. Weltkrieges

Thomas Adam, Bruchsal

Der folgende Text, der an dieser Stelle erstmals veröffentlicht wird, besitzt einen besonderen historischen Wert. Es handelt sich um das wortgetreu wiedergegebene Tagebuch eines vermutlich aus Baden-Baden oder Rastatt in Baden stammenden deutschen Soldaten des I. Weltkrieges, der als Angehöriger der 4. oder 6. deutschen Armee seit Oktober 1914 beim Kampf in Belgien nahe der Nordsee an der französischen Grenze eingesetzt war und, so lassen die Tagebucheintragungen schließen, bereits einen Monat später, vermutlich am Sonntag, dem 22. November 1914, bei Ausschachtungsarbeiten an Schützengräben fiel. Das 75 Jahre alte Tagebuch zwingt seinen Leser, den Krieg „von unten“ zu betrachten: nicht vom eleganten Tisch der Befehlshaber aus, sondern aus dem Blickwinkel derjenigen, für die das Ziel eines Krieges nicht in hehren nationalistischen Idealen oder politischen Wahnvorstellungen liegt — sondern allein darin, zu überleben. Nach der Lektüre der knapp fünfundvierzig, mit Bleistift geschriebenen Seiten des kleinen Tagebuches beschränkt sich Geschichtswissen nicht mehr länger auf Kenntnisse um Geschehen in der Obersten Heeresleitung; hier werden Soldaten zu Hauptdarstellern.

Anmerkung: Runde Klammern () im Text des Tagebuches stammen von der Hand des unbekannteren Soldaten; eckige Klammern [] wurden vom Herausgeber für weiterführende Erläuterungen gesetzt. Die z. T. eigenwillige Rechtschreibung und Grammatik wurde originalgetreu beibehalten.

Tagebuchtext

13. Oktober 1914

Bahnhofswache von 8—12^h. Ausfahrt 1.²⁸ Fahrt über Schwetzingen Friedrichsfeld. Wenig Schlag, unbequeme Sitzgelegenheit. Gute Stimmung der Mannschaft. Liebesgaben an Bahnhöfen sehr viel und von netten Leuten, tadelloses Wetter wunderschöne Landschaft.

14. Oktober 1914

Von 7¹/₂ h morgens in Heppenheim Wagenwache bezogen bis 12 h mittags. Eingetroffen an 12 Uhr in Bingerbrück. Mittagessen tadelloses Wetter. Rheinstrom grossartig. Abfahrt 1¹/₂ Uhr [13.30 h] nach Remagen.

15. Oktober

Nachts bei Ulfigen über Luxembourrgische Grenze, von da nach Gouvy in Belgien. Erste grössere Station Bastogne. Bevölkerung zum Teil vorhanden. Kleine Mädchen verkaufen am Bahnhof Cigaretten etc. Auf der Strecke lagen einige zerbrochene verbrannte Eisenbahnwagen. Auf dem Bahnhof Bastogne lag ein deutscher Panzerzug. Bei Morhet Zugentgleisung eines vorausfahrenden Zuges. Nachts durch Namur [Namen].

16. Oktober 1914

Morgens durch Tamines, Aisseau [richtig: Aiseau, nahe Charleroi]; Orte stark zerschossen. Bevölkerung verkauft Chokolade, Cigaretten etc. Durch Bahnhofsbeamte kauften wir belgischen Rotwein. Alles in tadelloser Stimmung. Jetzt gehts nach der Französischen Grenze. Charleroi durchfahren, Bah-



Eingezogene deutsche Soldaten auf dem Weg zur Front. In Güterwagen wurden sie an ihre Einsatzorte gebracht.

nen etc alles in tadelloser deutscher Verwaltung. Ausladen in Grammont [Geerardsbergen], abends Nachtmarsch nach Everbeke [richtig: Everbeek].

17. Oktober 1914

Quartier Everbeke. Nette Leute tadellose Verpflegung, alles flämisch. Bis morgens 5 Uhr Caffée. Abmarsch nach Bruck [vermutlich ist Nederbrakel gemeint]. Nachts 2 Stunden nach Quartier gesucht. Wieder sehr nette Leute.

18. Oktober 1914

Abmarsch von Bruck an 5 Uhr nachmittags. Nachtfahrt; in Oudenaarde [Audenarde] durchkommend bis Zulte. Ankunft 2½ h Nachts. Massenquartier in der Reitbahn und Wohnung eines Rennpferdtrainers. Ebenfalls alles flämisch; Bewohner sehr entgegenkommend.

19. Oktober 1914

Abmarsch von Zulte gegen 9½ h morgens,

fast alles im Trab. Unterwegs alles mit durchfahrenden Colonnen etc besetzt.

20. Oktober 1914

Ankunft in [Angabe fehlt]. Im Freien auf dem Acker übernachtet. Morgens Abfahrt Roulers [Roeselare]. In Roulers sehr viel zerschossen + verbrannt da Francireur [auch: Franc-tireurs, franz. Freischützen, die im Rücken der Deutschen Partisanenkrieg führten] 11 deutsche Soldaten nachts in den Quartieren ermordet hatten. Abmarsch von [unleserlich] morgens 9 Uhr nach der Front.

21. Oktober

Da Auftrag hatte verschiedene Colonnen zur Befehlsabholung zu veranlassen, so kam zu spät zum Abmarsch. Wir gingen zu Fuss, verfehlten aber den Weg und kamen statt nach Morlede [Moorslede] nach Oostnieuwkerke. Dort wurden wir vom Stab veranlasst mit einem Proviant-Transport nach der ersten Artillerie-Staffel zu fahren, ausserhalb des Ortes



Unter dem Jubel der Bevölkerung zogen die Soldaten (hier französische Freiwillige) an die Front.

bekamen wir aber bereits Skrapnellfeuer, so dass umkehren mussten, fuhren dann über Roulers nach Morslede und fanden dort unsere Colonne, wo schon als vermisst galten. In Morlede entluden wir am 22. unsere Munition, da dort in der Nähe seit dem Morgen eine Schlacht im Gang war. Es wurde am 22 + 23 heftig gekämpft in der Nähe brennt alles. Die ganze Nacht vom 22/23 standen wir bereit weitere Munition abzugeben. Gegen 5 Uhr morgens am 22. rückten wir ab um neue Munition zu holen. Der Kampf dauert nun schon 2 Tage. Deutscherseits kämpfte bisher 1. Freiwilligen Armeekorps, während auf der engl. Seite ca. 2. Korps im Einsatz waren. Verstärkung soll bereits eingetroffen sein. Vom 17. Oktober bis Ende November 1914 rannte das 27. deutsche Reservekorps bei Zonnebeke, dem östlichsten Punkt des sogenannten Ypernbogens, erfolglos gegen die Briten an. Erst im Juni 1915 wurde das um-

kämpfte Gebiet von der 4. Armee genommen.

22. Oktober

Abmarsch nach Courtrai [Kortrijk] für Munition.

23. Oktober 1914

Nachts Ankunft in Courtrai. Auf dem Wagen übernachtet, da Munition noch nicht eingetroffen. Grössere hübsche Stadt. Da Munition noch nicht eingetroffen haben wir heute wieder bei [Madame] Jacques übernachtet. Eine sehr nette Frau, die uns auch Abendessen bereitet. Vor allen Dingen schmeckt mir der Caffee + die Tartin [Käse?] Portion à 20 Cts (sehr billig.) Die Stadt hat in den Hauptstrassen ziemlich stark französischen Charakter.

24. Oktober

Ganzen Tag Ruhe. Beim Secretair des Bürgermeisters die Logierzettel geordnet. In Courtrai konnten keine Munition erhalten.

25. Oktober 1914

Abfahrt an 10 $\frac{1}{2}$ h. Auf einer kleinen Station ungefähr 10—15 Kilometer von Courtrai Munitionsempfang. Dort am Bahnhof Eintreffen von grossen Verwundeten Transporten von der jetzt bereits 7 Tage dauernden Schlacht bei Zoonbeke [Zonnebeke]. Weiterfahrt bis zur leichten Colonne Nachts 8—9 Uhr. In unserem Wagen Nr. 19 ab fuhren wir dann Nachts mit der leichten Colonne bis auf ca. 800—1000 meter an unsere Batterien. Das Feuer war sehr stark. Es regnete andauernd; alles vollkommen durchnässt. Unterwegs bei der Fahrt durch die Felder und Gräben fiel ein Fahrzeug in den Graben + eines fuhr in eine Hecke. Bis 1 Uhr hatten wir zu tun. An 2 Uhr waren wir wieder in Roulers und suchten uns zu Dritt ein Quartier, wo wir früh schliefen.

26. Oktober

Kaffée beim Quartierwirt, dann noch in einer kleinen Gastwirtschaft, Mittags Fleisch + Reisabkochen bei sehr netten Leuten, die ich ausfindig machte. Mittags kam ein feindlicher Flieger über die Stadt und warf 5 Bomben; es wurden 1 Mann (Belgier) getötet, einer verletzt + 3 Frauen ebenfalls. Mittagessen bei sehr netten Frauen; haben für alle gekocht und hübsch gedeckt. Von abends 6 Uhr bis 27ten 6 Uhr Wache, als Strafe für Quartiermachen. Mittags am 27. erschien abermals Flieger, warf Bombe aber ohne Resultat. Nachts geschlafen im Stall.

27. Oktober

Am 27 Morgens Abmarsch nach Oostnieuwkerke von da Marsch nach Norden bis Bahnstation Lichtervelde, eine nette kleine Stadt. Vollständig von Deutschen besetzt. Die Strasse von Roulers nach Lichtervelde ist eine wunderbare gerade Allée, die ca 15 km vollständig gerade läuft. Abends warf ein Flieger Leuchtkügelchen. Ankunft Abends gegen 8 Uhr. Quartier in einem sehr guten Stall vis á vis dem Bahnhof. In der Stadt ist sonst sehr viel Pferdehandel, daher lauter gute Ställe. Brot, Zucker, Chokolade + Ciga-

retten, wie fast überall vollständig ausverkauft. Vormittags am Bahnhof Munitionsempfang, dann Abmarsch nach Oostnieuwkerke über Roulers. Nachmittags bis Abends Munitionsabgabe an die leichte Colonne. Die Schlacht dauert nun schon seit 10 Tagen. Nacht Quartier in Oostnieuwkerke.

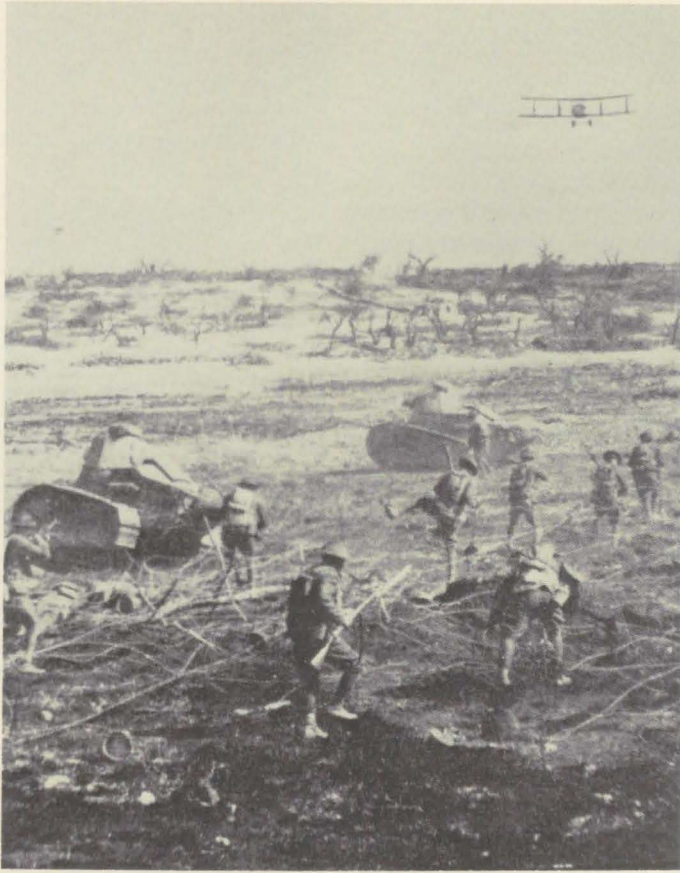
30. Oktober

Morgens den 30. gegen 7 Uhr brannte unweit von uns ein ganzer Stall eines Gehöftes durch Umstossen einer Petroleumlampe ab. Die Nacht von 29 auf 30. hatte ich Wache am Nordausgang von Oostnieuwkerke. Am 30. und 31. blieben wir in Oostnieuwkerke an beiden Tagen ereignete sich nichts Besonderes.

31. Oktober

Am 31. war Löhnungsapell. Seit einigen Tagen kommen auf der Strasse nach Oostnieuwkerke immer Infanterie Verstärkungen an. Heute ist der 12 Schlachttag und man hofft, dass die Entscheidung in den aller nächsten Tagen fallen muss. Die Verwundeten Transporte die hier passieren sind sehr gross, die Lazarette in Roulers etc. sind vollkommen überfüllt, sodass die Verletzten möglichst nach Deutschland per Bahn abtransportiert werden. Ein Verwundeter, Infanterist aus Bonn, dem wir in unserem Quartier Brod + Caffee gaben, erzählte, dass es draussen schrecklich ist und dass viele beim Essenholen verwundet werden, wie er auch selbst. Es sollen nach seiner Aussage am 29 und 30. ca 7000 Franzosen gefangen genommen worden sein. Die französische Artillerie soll grossartig schiessen, dagegen die Infanterie schlecht.

1. November 1914, Sonntag, Allerheiligen
Heute sind wir immer noch im Quartier in Oostnieuwkerke. Die Artillerie schiesst schon seit gestern Nacht direct Schnellfeuer mit allen Kalibern. Die Österreichischen Motorbatterien sollen auch da sein. Ausserdem ist eine deutsche Marinedivision am Kampf beteiligt. Ich glaube dass es heute zur Entscheidung kommt. Nachmittags hatten wir Ziel-



In blutigen Gefechten wurden die Infanteristen des I. Weltkrieges zur Schlachtbank geführt und einer überlegenen Artillerie entgegengeworfen. Schon der Gewinn weniger Meter war mit entsetzlichsten Opfern verbunden.

übungen mit dem neue Carabiner; was einem ganz komisch anmutet, wenn man ringsum den Kanonnendonner hört und die Verwundeten Transporte sieht. Seit einigen Tagen zeigen sich sehr viele Flieger auf die Artillerie kräftig schießt. Diese Granaten platzen oft unmittelbar über unserem Wagenplatz.

2. November

Vorläufig liegen wir noch immer hier in Oostnieuwkerke im Quartier und hatten heute verschiedene Apelle mit Mantel etc. Heute

Nachmittag erhielt unser Major das eiserne Kreuz. Als Auszeichnung vor dem Feind kann man es nicht betrachten da wir noch nie direct im Feuer gewesen sind. Am 2. 11. bekam ich wahrscheinlich infolge des schlechten Wassers Diarrhö [Durchfall], die sehr heftig auftrat. Als ich in der Nacht vom 2. auf 3. in den Schöft [Wagenhalle] nebenan, wo der andere Wagen unseres Zuges liegt und wo ich seit dem 2. schlafe, auf die Toilette ging, die vorne am Haus liegt, erschien eine

Patrouille, da sie meinte, es handle sich um einen Francireur. Die Wache erzählte mir, dass in der Nacht auf einquartierte Soldaten geschossen sei und dass 4 Francireur verhaftet seien.

3. November 1914

Am 3. war mein Unwohlsein glücklicherweise wieder soweit vorüber. Wir blieben heute immer noch am selben Ort. Die Truppen sind im Centrum und anscheinend auch auf den Flügeln vorgerückt. Die allgemeine Lage der Schlacht wird günstig beurteilt. Nachts schlief ich wieder wie am vorhergehende Tage im Stall des 20^{ten} Wagen. Gegen 11 Uhr glaubte unser Stangenreiter [Bedeutung des Wortes unklar; vermutl. militärischer Ausdruck] Bühler einen Mann auf dem Schöft gesehen zu haben. Trotz abpatrouillieren fanden wir aber nichts; dagegen begegneten wir aber 2 Geschützen 15 cm der schweren Artillerie, die von Roulers als Ersatz abgeholt worden waren. Die Leute (Landwehr) sagten, dass die Belagerung von Antwerpen gegen die jetzige Schlacht in Westflandern ein Kinderspiel gewesen sei. Sie waren bei Lüttich, Namur [Namen] etc. dabei gewesen. Sie glauben, dass der Kampf noch 2—3 Tage dauern wird. Es sollen wieder 12 000 Franzosen gefangen sein. Kleinere Trupps wurden gestern hier durchgebracht.

4. November

Die Colonne hatte an 9 Uhr angespannt; aber abgerückt wurde nicht. Nach Vergrabung einer crepierten Kuh wurde im Quartier Mittag gekocht. Abends Apell, dann eine ungestörte Nacht.

5. November 1914

Morgens musste unser Zug anspannen, dann Mittagessen; nachmittags empfangen unser Zug und 3 weitere Wagen Munition aus Automobilen, die wir sofort nach Calve [Landkarte verzeichnet Ort nicht; nach späterer Aussage des Tagebuchschreibers nahe Passendale bei Moorslede] zur Abgabe an die leichte Colonne brachten. Auf der Rückfahrt am gleichen Nachmittage warf ein feindlicher

Flieger 2 Bomben auf uns ab. Die eine ging ungefähr 30 meter von unserem Wagen entfernt in den Boden ohne weiteren Schaden anzurichten. Unsere Pferde scheuten natürlich wegen des kolossale Knalles und die Wagen wurden trotzdem sie fuhren, stark erschüttert. Als wir wieder in Oostnieuwkerke auf dem Standplatz unserer Colonne ankamen, erfuhren wir, dass unser Kanonier Fehrenbach durch eine Bombe von dem gleichen Flieger getötet worden sei. Die Bombe war ungefähr 150 meter von dem Wagen, auf dem F. sass, entfernt in den Boden gefahren und war hauptsächlich in seitlicher Richtung explodiert; einige Stückchen sind aber anscheinend in der Richtung der Wagen geflogen und so wurde der Mann getötet. Als wir ankamen lag er auf der Erde und die beiden gerufenen Ärzte konstatierten gerade, dass der Tod sofort eingetreten sei. Die Wunde, die ich mir ansah, war nicht sehr gross, scheint aber das Herz oder die Lunge durchbohrt zu haben.

6. November

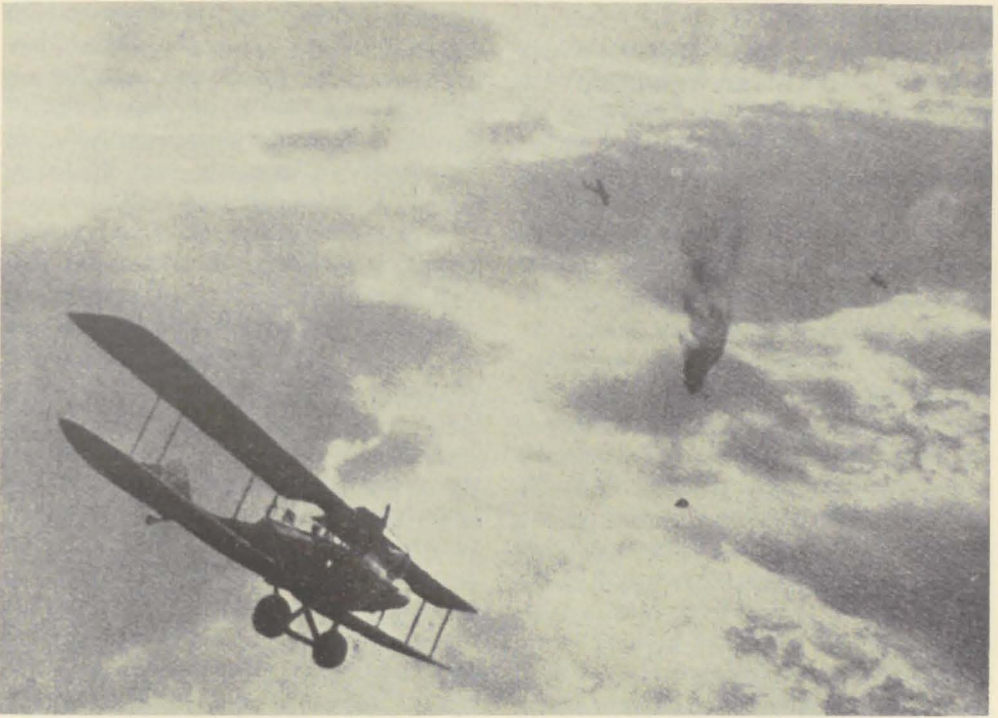
Um 11 Uhr fand die Beerdigung statt, an der sämtliche Offiziere und alle freien Mannschaften teilnahmen. Ich war gerade mit dem Zuwerfen von Strassengräben nach unserem Standplatz auf dem Felde beschäftigt, damit bei Übernahme von Munition die Wagen eine bessere Auf und Abfahrt haben. Sonst tagsüber nichts von Bedeutung. Beim 5 Uhr Apell erhielt ich einige Karten aus Baden + ein Packetchen mit Conserven ferner einen Brief aus Hamburg, der bereits am 13. 10. nach Rastatt gegangen war. Nachts und den darauffolgenden Tag hatte ich Dorfwache in Oostnieuwkerke.

7. November

Am 7^{ten} Abends + Nachts als Befehlsempfänger.

8. November

Sonntag. Nichts von Bedeutung. Vormittags und in der darauffolgenden Nacht Durchmarsch von Verstärkung; einige Infanterie Regimenter + Feldartillerie, die hauptsächlich



Während auf dem Boden die Infanteristen um wenige Meter Boden stritten, spielten sich in der Luft verbitterte Kämpfe Mann gegen Mann ab.

lich aus Verdun kamen, da dort die Einschliessung vollständig ist und ein grosser Teil des Forts gefallen sein soll. Nachmittags haben wir die Strasse im Ort ausgebessert. Abends fuhr unser Zug ohne uns ab. Nachts gegen 8 Uhr kam er wieder zurück. Anscheinend bleiben wir noch lange in Oostnieuwkerke. Abends war ich beim Unteroffiziers-Befehlsempfang und nahm die Post in Empfang.

9. November

Um 10 war Carabiner Apell, vorher war ich auf Befehlsempfang; nach dem Apell auch wieder. Da kam ein Freiwilligen Infanterist, der uns erzählte, dass die freiwilligen Regimenter durch die aus Verdun gekommenen Regimenter ersetzt worden sind, bis zum Sturmangriff, der jeden Tag erfolgen könnte.

Abends kam ich auf Wache, diese war sehr angenehm, da wir nur im Ganzen ca 4 Stunden standen. Nachts hatte ein Teil der Colonne Munition gefahren und zwar nach Calve. [siehe 5. November]

10. November

Als ich morgens in unser Quartier kam, hiess es, dass wir abrücken müssten. Gegen Mittag rückten wir ab; vorher ass ich noch gekochtes Huhn und Hühnersuppe, die unsere Leute am Abend vorher gekocht haben. Nachmittags kamen wir dann in Koekuit [es ist nicht Koekuit nördlich Langemark, sondern Koekuithoek westlich Moorslede gemeint] an und mussten in dem Walde, der zum Schloss gehört übernachten auf Stroh, ringsum die angebundenen Pferde. Geschlafen habe ich sehr schlecht, da es mich sehr an die Füsse fror.

11. November

Morgens kochten wir Caffée bei den Leuten, deren Tochter hinten ins Buch geschrieben hat. [Gemeint sind kindliche Schriftzüge auf den hinteren Umschlagseiten des Tagebuches.] Sie war sehr lebhaft und nett und wir haben uns gut unterhalten. Wir blieben hier 5 Tage im Walde bei fast andauerndem Regen + Schnee. Aus Stroh bauten wir uns eine Hütte, die wir dann später mit Segeltuch überzogen. Der Aufenthalt im Walde war wegen der Feuchtigkeit nicht angenehm, auch mussten wir meistens im Freien abkochen, was immer viel Zeit erforderte, weil das Wasser herbeigeht werden musste. Allerdings hatten wir auch einige gute Tage, da wir Obst und Zucker kaufen konnten und uns Milchreis mit Compott (Birnen) machen konnten. Hie und da kochten wir auch bei der Martha Niyten [Eigenname]. Munition haben wir während dieser Zeit wenig gefahren, da die Feldkanonen wenig geschossen haben, sondern nur die mittlere und schwere Artillerie.

15. November [bis 20. November]

Heute rückten wir bei sehr schmutzigem Wetter nach der Bahnstation Roulers od. Rousselare [Roesselare] um Munition zu holen. Diese kommt jetzt regelmässig am Quai-geleise [Kaigleis; durch Roulers fließt die Mandel, die bei Ooigem in die Leie mündet] dort an. Als wir ankamen, war keine Munition da. Wir kochten ab bei einer netten, armen Familie und sollten in einer Fabrik übernachten. Mittags kam aber wieder der Befehl zum Abrücken. Wir fuhren ohne Munition nach Koekuit oder Castel Hoek zurück und trafen dort gegen 6 Uhr wieder bei dem Schlösschen an. Dieses gehört dem Herrn Abrik de Kussmaker. Ich hatte gleich nach Eintreffen Parkwache. Wir bezogen Quartier in den Stallungen des Schlosses. Gegen 10½ Nachts wurden wir wieder geweckt und fuhren nach Beythen [bei Rumbeke südlich von Roulers]. Hier kamen wir gegen Mitternacht an und fuhren morgens wieder nach Roulers

wegen Munition. Unser Stammquartier blieb nun Beythen. Von hier aus fuhr unsere Kolonne immer mit 4—6 Wagen nach Roulers holten Munition und brachte diese nach Calve [siehe 5. November], das in der Nähe von Passchendacle [Passendale] liegt. Bei letzterem Ort befinden sich auch ein Teil unserer Schützengräben, um die schon seit Wochen hartnäckig gekämpft wird. Unser Zug fuhr auch ein paar Mal von Beythen nach Roulers und zurück mit Munition, die anfangs von der leichten Colonne in Beythen abgeholt wurde. In Beythen hatten wir ein nettes Quartier bei einem Tischler namens [Leander] Cools. Sein Häuschen liegt ca 25 Minuten von unserem Sammelplatz entfernt. Die Leute hauptsächlich der Mann sind sehr nett zu uns. Dieser spült unser Geschirr, stellt morgens Caffeewasser auf etc. Dagegen ist die Frau sehr schmutzig, unter anderem hat sie einmal um unseren Esstisch zu putzen auf denselben gespuckt. Schmutzig sind die Leute hier in Flandern überhaupt. Die Kinder laufen sehr schmutzig mit ungekämmten Haaren auf der Strasse umher; ich habe sogar gesehen dass in Roulers oder Rousselare die Frauen sich auf der Strasse frisiert haben. Da wir wenig Munition bekamen, so hatten wir wenig zu tun, und es wurden dafür Apelle in Kleidung, Waffen etc angesetzt, wie dies auch bei anderen Truppenteilen namentlich bei der Infanterie, die auf einige Tage aus den Schützengräben abgelöst ist, an der Tagesordnung ist. Die Fahrer d. h. die Reiter hatten dann fast täglich Pferdebewegen oder Pferdeapelle oder Besichtigung der kranken Pferde.

Samstag, 21. November 1914

Heute kam der Befehl, dass von allen Munitionskolonnen die Kannoniere bis nachmittags um 3 Uhr zur Besetzung von Schützengräben marschbereit sein sollten und sich um 5 Uhr in Passchendacle zu melden hätten. Es wurde nun gesagt, dass wir wahrscheinlich nur in einen Reserve Graben hinter der Front als Reserve kommen sollten. Statt dessen ka-

men wir aber in den aller ersten Graben, der von feindlichen Schützengraben stellenweise nur 20 meter entfernt war, so dass man das Sprechen hören konnte. Wir marschierten also nachmittags gegen 3 Uhr unter Führung von einem Offiziersstellvertreter über Koe-kuit, Morslede nach Passchendacle. Unterwegs trafen wir die Kannoniere von den anderen Colonnen. Kurz vor Morslede, das jetzt fast nur noch ein verlassener Trümmerhaufen ist, passierte uns eine Ballonabwehr-Kannone. Gegen 6 Uhr trafen wir in Passchendacle ein das ebenfalls fast vollständig zerstört ist. Hauptsächlich die Umgebung der Kirche sowie diese selbst hat stark gelitten. Bei Dunkelheit wurden wir dann auf dem Bahndamm entlang an die Laufgräben, die zu den Schützengräben führen, herangebracht. Es wurde im Gänsemarsch gegangen und das Sprechen war verboten. Bald bekamen wir auch Gewehrfeuer aus nächster Nähe zu hören und nach wenigen Minuten, als wir an das Bahnwärterhäuschen gelangt waren, wo die Laufgräben beginnen bekamen wir auch vereinzelt Gewehrfeuer. Dann ging's in die Grä-

ben unter lautloser Stille hinein und teilweise aufrecht, teilweise gebückt oder bei gedeckten Durchgängen auf allen Vieren gelangten wir in den ersten Schützengraben. Es war das reinste Labyrinth von Gängen, die meistens über Mannshöhe auf beiden Seiten also Hinten und Vorne ausgeworfen waren. Unterwegs wurden uns von Hand zu Hand Spaten gegeben, mit welchen wir nachts die Gräben weiter ausgraben sollten. Wir wurden 10—20 Mann weise auf die Infanterie Compagnien verteilt, so kam ich zur ersten Compagnie. Wir fingen gleich an zu graben. Die feindliche Infanterie schoss die ganze Nacht ohne Unterbrechung, während auf unserer Seite nur ab und zu von den Posten hinter den Schutzschildern geschossen wurde, wenn sich drüben einer blicken liess. Sonst war das Feuer untersagt. Die feindlichen Geschosse schlugen dauernd . . .

Hier endet das Tagebuch. Die Schilderung der Umstände läßt darauf schließen, daß der unbekannte Schreiber zu dieser Stunde den Tod fand.

Kommunikation
sichert
Zukunft

175 Jahre
KOMMUNIKATION
G. BRAUN

1988 feierte G. Braun seinen 175jährigen Geburtstag. Grund genug, die Geschichte, die Aufgaben und Ziele der G. Braun Druckerei und Verlage ein wenig ausgiebiger zu kommentieren.

In den ersten Jahrzehnten der Verlagsgeschichte verlegte G. Braun vorrangig Bücher. Dazu gehörten belletristische Werke, aber auch Fachbücher und Nachschlagewerke.

Schon Anfang unseres Jahrhunderts war G. Braun zu einem anerkannten deutschen Druck- und Verlags- haus aufgestiegen. Im Jahre 1913 würdigte die damalige Frankfurter Zeitung das 100jährige Jubiläum des Verlages mit einem ausführlichen Artikel.

Heute hat sich G. Braun zu einem modernen Kommunikationsbetrieb entwickelt. Drei Verlage geben Zeitschriften, Nachschlagewerke und Bücher heraus. Die moderne Druckerei gehört zu den innovativsten drucktechnischen Betrieben in der Bundesrepublik.

Zu G. Braun gehören auch Tochterunternehmen in Österreich und in der Schweiz.

Den elektronischen Medien widmet sich das Tochterunternehmen ACUM, das Filme und Videos herstellt. Consulting für Rundfunksender und die Entwicklung von Btx-Programmen gehören zum weiteren Angebot des Tochterunternehmens ACUM.

So trägt G. Braun durch die alten, bewährten und die neuen — inzwischen unentbehrlich gewordenen — Medien dazu bei, daß wichtige Kenntnisse und Erkenntnisse verbreitet werden, denn nur die offene und sachkundige Kommunikation zwischen den Menschen kann die Zukunft sichern.

G. BRAUN

Druckerei und Verlage



Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex 7 825 873 dgb d
(07 21) Fax 165 - 2 27 · Btx * 2 27 28 #

Die Verdienste des Fürstbischofs Bernhard Galura von Brixen um die Schulbildung der Jugend in Brixen und Freiburg.

Arnulf Kollautz, Eichstetten/Freiburg

In Befolgung der vom Kaiser Joseph II. verfügten „Allgemeinen Schulordnung“ wurde der Prof. der Kameral- und Polizeiwissenschaften Bob von der Freiburger Universität 1774 Mitglied der Schulkommission für die gesamte Provinz Vorderösterreich neben zwei bzw. drei Räten der Landesstelle und einem Geistlichen als Vertreter der Ordinariate. Nach der Schulordnung sollte es drei Arten deutscher Schulen geben: Normal-, Haupt- und Trivialschulen, welche letztere in kleinen Dörfern bestehen sollten, Hauptschulen in größeren Städten und die Normal-schulen am Ort der Schulkommission. Vom Kaiser wurden Bob und die Visitatoren mit dem Recht betraut, die Pfarrer zur fleißigen Erteilung des Religionsunterrichts anzuhalten, den sie wöchentlich mehrmals zu erteilen hatten.¹⁾

Als Bob 1802 starb, wurde sein Nachfolger als Schulaufseher im Breisgau Münsterpfarrer Galura, der sich seitdem unermüdlich für die Schulbildung der Jugend einsetzte. In seinem Tagebuch trug er am 23. Mai 1820 ein: „Bei der Ansprache legte ich dem Convente des Frauenklosters zu Altstadt vorzüglich die Pflicht ans Herz, sich dem Unterricht der weiblichen Gemeindejugend ernstlich anlegen sein zu lassen, wovon ihre eigene Eistenz vorzüglich abhänge. Den 23. November erklärten sich Priorin und Convent des Klosters in Bludenz bereit, mit ihrem Kloster und Vermögen auf ewige Zeiten eine Dienstboten-Versorgungsanstalt zu verbinden, die darin bestehen soll, daß für gesunde Dienstboten jeden Sonn- und Feiertag Nachmittag ein

Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, weiblichen Handarbeiten durch zwei geprüfte Lehrfrauen erteilt, und sechs arme, alte Dienstboten des Landes Vorarlberg im Kloster ganz und unentgeltlich bis an ihr Ende gepflegt werden.“

Am 27. Mai 1845 trägt er ein: „Besuch der Knaben-Hauptschule in Innsbruck. Am 2. Juni besuchte ich am Nachmittag alle Kleinkinder-Warteschulen der Angerzeil bei St. Nikolaus und bei den drei Heiligen.“ Erfreut merkt er am 18. September 1847 ein Lob über seine didaktischen Bemühungen um die Religionslehre an: „Seite 1018 der Augsburger Postzeitung aus Tirol konnte ich am 13. September lesen: „Die Religionslehre in Bildern vom Bischof B. Galura in Brixen findet eine allgemeine Verbreitung. Unzählige Exemplare dieser bildlichen Darstellung religiöser Wahrheiten mit erklärendem Texte kreisen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und werden bald auch im himmlischen Reich der Mitte Eingang haben, denn Prof. Endlicher in Wien, nicht bloß der erste Botaniker des Kaiserstaates Österreich, sondern auch ein Philologe ersten Ranges, wird den Text des Bischofs ins Chinesische übersetzen und das gesamte Werk durch die Staatsbuchdruckerei ans Licht stellen. Alle Tiroler freuen sich über die weitreichenden selbst im hohen Alter unermüdliche Tätigkeit des Bischofs Galura.“²⁾

Für den Besuch einer Trivialschule mußte Schulgeld gezahlt werden, sie unterstand in Freiburg nicht der Stadt, sondern der Provin-

zialregierung. Ein Lehrer hatte bis zu 200 Kinder zu unterrichten und bekam jährlich dreihundert Gulden Gehalt. Seit 1785 waren die Schüler der Trivialschule gehalten, die Kirche in Begleitung des Lehrers zu besuchen. Der Stadtrat beschloß diesbezüglich: „Die Schüler, welche in der Pfarrkirche St. Martin die Singmesse um zehn Uhr besuchen, sind täglich dorthin zu begleiten. Was der Lehrer Dominik Siber zu tun bereit wäre, wenn nicht die den Winter hindurch fortdauernden kränklichen Umstände ihn daran gehindert hätten, die von den heftigen Ausdünstungen, dem üblen Geruch der sich häufig versammelnden Schulknaben herrührten und ihm auf die Brust gefallen sind, weswegen er unmöglich in die Kälte, noch weniger in die Kirche gehen könne.

Es wird entschieden, daß der Gesang unabdingbar zu fördern, um dem erbärmlichen Geschrei der Trivialschüler und der dadurch gestörten Andacht des Volkes vorzubeugen, was unschwer geschehen kann, wenn die Schüler zu gewissen Stunden zum Singen zubereitet, unter den zum Singen fähigen Knaben eine Auswahl getroffen, und die Singenden durch die jeweils persönliche Anwesenheit ihrer Schullehrer in gehörige Ordnung und Zucht gehalten werden.“

In einer Eingabe an den Magistrat vom 27. Mai 1784 führt Lehrer Siber über die niederdrückenden, die Gesund gefährdenden Zustände an der Schule aus: „Dunst und übler Geruch, so daß man, da man nicht lüften kann, allen Dunst und allen Geruch, so von den übel riechenden Köpfen, krätzigen Händen und Füßen entsteht, beisammen haben muß.“

Betreffs der Hauptschulen wurde festgesetzt: „Es sollen städtische Schulen sein, wo an Sommerschulen gar nicht gedacht werden soll, wo die vorgeschriebenen Bücher des vieljährigen Betriebes der Schulleut ohngeachtet, nicht nur nicht angeschafft, sondern die Schulmeister entweder mit Verweisen oder mit leeren Verzögerungen abgespeist werden, wenn sie sich diesfalls beschwerten.“

Kein Wunder, daß bei so beklagenswerten Zuständen, die Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen höchst mangelhaft bleiben mußten und bei vielen, da sie den Eltern bei der Arbeit helfen mußten, gar nicht vorhanden waren. Deshalb förderte Galura seit 1802 die Sonntagsschule für arme Lehrjungen, für deren Unterweisung er wiederholt bei der Stiftungs- und Armeninstitutskommission des Freiburger Magistrats vorstellig wurde. Am 6. März 1802 schrieb er an die Kommission:³⁾ „Wohlöbliche Commission! Es ist der wohlöblichen Armencommission bekannt, daß seit einigen Jahren jenen halberwachsenen Kindern, Lehrjungen und Gesellen der Handwerke alle Sonn- und Feiertage von 10—11 Uhr ein öffentlicher Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen erteilt werde, die diesen Unterricht aus was für immer Ursachen in ihrer ersten Jugend nicht erhalten haben, und nun die werktätigen Schulen nicht mehr besuchen können.

Die Anlagen für die Bezahlung zweier Lehrer sind bisher auf meine eingereichte Bitte aus dem Religionsfond bestritten worden; allein, da für diese Schulen vom Religionsfond ferner nichts mehr bewilligt, und in diesen Umständen auch nichts mehr zu hoffen ist, so muß ich eine wohlöbliche Armencommission bitten, es bei dem wohlöblichen Stadtmagistrat dahin zu bringen, daß die Sonn- und Feiertagsschulen aus der Armenkasse unterhalten werden. Der Nutzer dieser Schulen liegt am Tage, da sich in selben beinahe einhundert Kinder beiderlei Geschlechts auch Handwerksgesellen einfinden, und sich für selbe beinahe jeden Sonntag neu melden. Da den Kindern des weiblichen Geschlechts von den ehrwürdigen Frauen Ursulinerinnen ein unentgeltlicher sonntäglicher Unterricht von jeher erteilt wird, so ist nur die Rede von der Besoldung zweier Lehrer des männlichen Geschlechts. Der Unterricht so vieler verwahrloster Kinder und auch erwachsener Menschen ist doch so viel wert wie der Unterhalt eines einzigen Armen, der wöchentlich einen Gul-

den hat, denn fünfzig Gulden hatte der Religionsfond für beide Lehrer bewilliget.

Ich kann der löblichen Armencommission auch die tröstliche Versicherung geben, daß diese Auslage nicht immer aus der Armenkasse lasten, sondern dieser sonn- und feiertägliche Unterricht für immer von einem Wohltäter werde gestiftet werden.

Münsterstadtpfarrer Galura.“

Hierauf erteilte der Magistrat am folgenden Tag die Weisung, daß das von einem Religionsfonds bisher abgegebene kleine Honorarium für die zwei Lehrer aus den städtischen Stiftungsgeldern bestritten werden soll und an Sonn- und Feiertagen morgens von einhalb zehn bis elf Uhr von Allerheiligen an bis zur gewöhnlichen Vakanzzeit abgehalten werden soll.

In den von Galura aufgesetzten Direktiven wurde festgesetzt: „Der Endzweck dieses Unterrichts ist es, um jenen Gelegenheit etwas zu lernen zu geben, die aus was immer für Ursachen in ihrer Jugend nichts erlernt haben und nun die Werktagsschulen nicht mehr besuchen können. Kinder, die in die Schule gehören, sollen in diese Sonn- und Feiertagsschulen nicht aufgenommen werden. Aufgenommen sollen da werden: a) Handwerksgesellen, b) Lehrjungen, c) Kinder, die aus besonderen Ursachen, die allzeit zu untersuchen sind, die Werktagsschulen nicht besuchen können. Die Schule enthält zwei Klassen, a) solche, die erst lesen lernen, b) solche, die lesen können und nun auch Schreiben, Rechnen und das Geschriebene lesen lernen wollen. Die Ernennung dieser Lehrer hängt von der löblichen Armencommission ab, weil sie aus dem Armeninstitute bezahlt werden. Diese Schule müsse nicht nur von Zeit zu Zeit von einigen Mitgliedern der löblichen Armencommission besucht werden, sondern am Ende des Schuljahres soll in Gegenwart der bemelten eine Prüfung der in diesem Jahre Unterrichteten gehalten werden. Die zwei Herrn Sonntagslehrer werden gebeten über ihre Schüler eine

Tabelle mit Namen, Alter, Geburtsort, Profession mit Anzeigen der Zeit ihres Hierseins und des Schulbesuches und ihres Fleißes der Kommission ein- oder mehrmals des Jahres mitzuteilen. Des Herrn Münsterpfarrers und neuen k. k. vorderösterreichischen Oberschulaufsehers Hochwürden haben wiederholt die hiesige Stiftungs- und Armeninstituts-Commission aufgefordert, sich der männlichen Sonntagsschule als eines höchst nötigen und nützlichen Unterrichts für Dürftige anzunehmen. Die obige Commission hat nicht nur die Wichtigkeit des Gegenstandes eingesehen und gefühlt, sondern sie hat auch das Ansuchen an den wohlloblichen Magistrat gemacht und daher unter dem 7. März die Weisung erhalten, daß das von dem Religionsfonds bisher abgegebene und nun ausbleibende, so wohl verdiente kleine Honorarium von fünfzig Gulden an die zwei Herrn Sonntagslehrer aus den städtischen milden Stiftungsgeldern, welche der Institutskasse zufließen, unterdessen möge abgereicht werden, bis diese Ausgabe auf eine andere Art könne bestritten werden.

Des oben genannten Herrn Oberschulaufsehers Hochwürden, von der Commission gebeten, haben obige Direktivregeln, teils mündlich, teils schriftlich mitgeteilt, die hier zur Wissenschaft, Leitung — und dauerndem Bestande der männlichen Sonntagsschule den zwei würdigen Herrn Lehrern in Abschrift zugestellt werden. Vor allem danket die Institutscommission den würdigen Herrn Lehrern, die mit soviel Herzensgüte und Liebe ihre sparsamen Erholungsstunden diesem Unterricht widmen wollten. Als gebildete, gefühlvolle Männer empfinden sie selbst den Wert der guten Sachen, die sie so unverdrossen beförderten; und diese, des edlen Menschen allein würdige Empfindung, ersetze den Dank und die Belohnung, die wir weder geben noch ausdrücken können.

Sie, liebe Schüler, verdienen schon darum alle Schätzung, weil Sie ihre freien Sonntagsstunden nützlich verwendeten, sich bemühten, jene ersten Kenntnisse teils nachzuholen, teils

zu vermehren, ohne die man kaum ein selbständiger Mann, ein geschickter Professionist, ein weiser Bürger oder Hausvater werden kann. Sie verdienen alle Schätzung, weil Sie selbst eingesehen haben, daß gerade die arbeitsleeren Sonntagsstunden manchen sonst fleißigen, gutgesitteten Gesellen und Lehrlingen verderben, seinen sauer verdienten Wochenlohn auf einmal zersplittern und ihm Gewohnheit und Hang zur üblen, unsittlichen Wirtschaft geben, der er in der Folge als Meister und Hausvater nicht mehr widerstehen kann . . . Ihr rühmliches Bestreben, sich zu vervollkommen setzt schon so vielen Verstand und guten Willen voraus, daß Sie bei dem Anblick des fremden Schadens klug werden mögen, ohne das Opfer einer traurigen Erfahrung zu sein. Wir bergen Ihnen das große Vergnügen nicht, welches wir schon voriges Jahr empfanden, als einige erwachsene fremde Sonntagsschüler, die ohne allen Unterricht hierher kamen, durch die Sonntagsschule im nötigen Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, in ihre Heimat zurückkehrten und das Erlernte als den größten Nutzen ihrer Lehr- und Wanderungsjahre anpriesen. Es ist kein Zweifel, daß Sie, durch die treffliche Anrede ihres würdigen Lehrers aufgemuntert, durch ihre eigene Verwendung und Übung in dem, was Sie erlernt haben, unverdrossen fortwirken. Wir wünschen aber sehr, daß Sie und andere, welche diese Lehranstalt in der Folge besuchen, fleißig ununterbrochen erscheinen, nicht nach wenigen Wochen oder Monaten ermüden und ausbleiben möchten, weil Sie auf diese Art nicht nur den eignen Nutzen verlieren, sondern auch das Lehramt erschweren und den Fortgang der anderen hindern. Erinnern Sie sich immer, daß nur der Ausharrende die Früchte seiner Arbeit ernten und genießen, nur durch Fortwirken, so lange seine Kräfte reichen, den Anspruch auf den Namen eines nützlichen Bürgers gründen und die Schätzung rechtlicher Menschen erringen kann.“

Galura selbst vermachte durch eine Testamentsverfügung der Sonntagsschule eintau-

sendfünfhundert Gulden, wie aus dem „Ausweis über die anno 1804 an der Münsterpfarre existierenden frommen Stiftungen“ hervorgeht. Hier findet sich unter dem 5. Dezember 1804 von ihm der selbstgeschriebene Eintrag: „Ungenannte Stiftung pro 1500 Gulden, noch sub sigillo testamenti, zur ewigen Gründung der Sonn- und Feyertagsschule in der Stadt Freyburg, wird hier mit Erlaubnis der noch unbekanntem Stifter aufgenommen.“ Münsterpfarrer Galura.

Im Jahre 1834 konnte diese Summe vom Armeninstitut nirgends ausfindig gemacht werden, weswegen man sich an Galura selbst wandte, da die Summe seit 1804 noch nicht zum Armen-Kapitalfonds geflossen war. Im Namen der allgemeinen Stiftungs-Commission schrieb deshalb das Armeninstitut an Galura nach Brixen: Freiburg, den 15ten April 1834. Hochwürdigster Fürstbischof, Gnädiger Fürst und Herr!

Beim Rückblick auf die Zeiten der Vergangenheit, besonders auf die Erstlinge dieses Jahrhunderts, in denen sich die ausgezeichnetsten Männer jener Zeit mit so warmer Teilnahme und frommen Wohltätigkeitssinn der Gründung und Emporbringung unseres hiesigen Armen-Instituts unterzogen, gereicht es uns wahrhaft zum großen Vergnügen, auch Eure Hochwürdigste Gnaden an der Spitze jener vortrefflichen Wiederhersteller der den Einwohnern Freiburgs bisher so wohlthätig zustattengekommenen Anstalt wahrzunehmen.

Besonders verdankt Hochdensenelben die hiesige Stadt auch die Einführung der Sonntagsschulen dahier, wofür sich die edle und menschenfreundliche Gesinnungsweise Ew. Hochwürden so teilnehmend und wohlwollend ausgesprochen und, wie wir laut der abschriftlichen Anlagen die weiter erfreuliche Überzeugung zu schöpfen haben, zu deren solideren Begründung und Forterhaltung selbst durch einen nicht unansehnlichen Fonds die gütigste Vorsorge getroffen hat.⁴⁾ So zweckmäßig und wohlbegründet auch diese Institution bei ihrem ursprünglichen

Entstehen immer erscheinen mußte, so wurde sie doch nichtsdestoweniger in neuern Zeiten von einem nicht gar freundlichen Unstern in ihrem Fortbestande bedroht, denn, nachdem das Armen-Institut, welches ungeachtet der oft unerschwinglichen Ausgaben auf andere, höchst dringend gebotene Nothilfe in Beförderung des guten Zweckes keineswegs zurückblieb, die ihm für jährliche Besoldung der hierbei aufgestellten Lehrer auferlegten fünfzig Gulden seit dem Jahre 1802 an bis auf die jüngsten Zeiten fortentrichtet hat, wurde diese jährliche Ausgabe infolge höherer Anordnung untersagt, besonders da man beim vorgehaltenen Mangel der betreffenden Akten, die sich jedoch mittlerweile unter den hinterlassenen Schriften des Herrn Stadtrates und Armenvaters Weiß wieder vorgefunden haben, leider außerstande war, den höheren Behörden genügend Aufschlüsse über den Ursprung dieser Institution selbst abzugeben. Obschon nun die vorhandenen Akten und besonders der Inhalt der gegenwärtigen Anlagen die ursprüngliche Begründung dieser Lehranstalt hinlänglich nachweisen, so ist man doch andererseits wieder dadurch in einige Verlegenheit gesetzt, daß sich die im vorliegenden Ausweis über die a. 1804 bei der Münsterpfarre existierenden frommen Stiftungen sub Posten 11 bezeichnete Stiftungs-urkunde über 1500 Gulden ungeachtet aller Nachforschungen gar nicht vorfinden läßt. Da am Fortbestande dieser schon so vielfältig höchst nützlich erprobten Einrichtung alle gelegen sein muß, und ihr Schicksal selbst auch Ew. Hochwürden als den Schöpfer und Begründer derselben nichts weniger als gleichgültig sein kann, so mögen uns Hochdieselben nicht verargen wenn wir uns die Freiheit nehmen, um gnädige Erteilung einer zuverlässigen Auskunft über das Höchstden selben wahrscheinlich bekannte Dasein jener Urkunde in aller Devotion zu bitten. Wir dürfen uns zum Vorausgang überzeugt halten, daß sich Hochdieselbe gewiß mit aller jener edelmütigen Hingebung und Bereitwilligkeit, welche in den dankbaren Herzen aller ehe-

maligen Pfarruntergebenen heutzutage noch im vollen Maße anerkannt und verehrt wird, die rechtbaldige Gewährung einer Bitte zum Vergnügen gereichen lassen werden, die uns so sehr am Herzen gelegen ist, und die außer der Forterhaltung einer so höchst nützlichen Institution, auch die Anerkennung und Verewigung ihres edlen Begründers und Hochverehrten Wohltäters auf alle Nachkommenschaft zum Zwecke haben soll.“⁵⁾

Uns hiermit der fortwährenden hohen Huld und Gnade bestens anempfehlend, erstreben wir voll Ehrerbietung, Euere dankbaren Mitglieder der Armenkommission. In deren Namen (Unterschrift).

Hierauf antwortete Galura: Brixen in Tirol, den 13. August 1834. Wohllobliche Armenkommission!

Ich habe die Ehre, das schätzbare Schreiben vom 6. März mit folgender Erklärung zu beantworten.

Ich erbiere mich, die von mir eingeführte Sonntags- und Feiertagsschule mit baren 1500 Gulden zu stiften, jedoch mit dem Beisatze, daß in der Stadt Freiburg diese Schule, wie sie von mir eingeführt worden ist, nie unterbleibe, dieses Geld nie zu einem anderen Zwecke verwendet werde, und daß im Falle des Unterlassens dieses Unterrichtes meine Geburtsstadt Herbolzheim berechtigt sein soll, diese 1500 Gulden für den dortigen Armen- und Krankenfonds an sich zu ziehen, um diese beträchtliche Summe nicht der Gefahr des Verlustes auszusetzen, glaube ich verlangen zu müssen, daß ein Fonds der Stadt Freiburg für das Kapital dieser Stiftung Bürgschaft leiste oder gut stehe. Sobald diese Stiftung wird angenommen oder genehmigt sein, werden die da versprochenen 1500 Gulden abgeführt werden.

Es ist mein Wille, dadurch die von mir den 5. Dezember 1804 der löblichen Commission gegebene Hoffnung zu erfüllen, die ich aber zurücknehme und als erloschen erkläre, wenn diese Stiftung gegen Erwarten nicht angenommen werden sollte.

Ich geharre in wahrer Hochachtung
Euer wohlloblichen Commission bereitwillig-
ster Bernhard Galura, Fürst-Bischof mpria
(= manu propria).

Auf das Schreiben Galuras antwortete die Ar-
mencommission wie folgt: An Hochfürstliche
Gnaden, den Hochwürdigen Herrn Fürstbi-
schof Bernhard Galura zu Brixen in Tirol.

„Hochwürdigster Fürstbischof, gnädiger
Fürst und Herr!

Mit herzgerührtem Dank nimmt die unter-
zeichnete Stiftungs-Commission der Stadt
Freiburg die in dem schätzbarsten Erlaß Euer
Fürstbischöflichen Gnaden vom 13ten und
empfangen den 21ten des Monats ausgespro-
chene huldvolle Anerkennungs-Bestätigung
der bereits früher schon zur ewigen Grün-
dung der hiesigen Sonn- und Feiertagsschule
zugesicherten Stiftung von 1500 Gulden in
voller Devotion an, und es wird sich auch der
Stadttrat sowohl wie die Stiftungs-Commis-
sion bestens angelegen sein lassen, den von
Höchstdemselben angegangenen Bestim-
mungen und Bedingungen jederzeit pünkt-
lich und getreulich nachzukommen, um teils
den so offenbar vorteilhaften und wohlthäti-
gen Zweck zu erweisen, um für eine zum Ge-
deihen des Jugend-Unterrichtes gereichen-
den Zweck gespendeten Gabe nicht unwürdig
erkannt zu werden, teils und vorzüglich aber,
um die Pflichten und die Hochachtung gegen
den erhabenen Wohltäter und Stifter selbst
nicht auf unwürdige Weise zu verletzen.

Hiemit verbindet die Stiftungs-Commission
die gehorsamste Anzeige, da sie unverweilt
und unter einem die Bitte um landesherrliche
Bestätigung der belobten Foundation bei der
diesseitigen Staatsbehörde eingelegt hat und
daß sie nicht versäumen wird, sobald diese
Sanction eingelangt, Ew. Fürstbischöflichen
Gnaden derselben zur hochgeneigten Kennt-
nis zu bringen, worauf sodann auch die übrigen
so billig als gerechten Wünsche Hoch-
derselben rücksichtlich der Kautionsstellung
durch die hiesigen Stiftungsanstalten pflicht-
schuldige Folge geleistet werden wird.

Womit sich die Stiftungs-Commission und in

deren Namen die unterzeichneten Mitglieder
fortwährender Huld und Gnade bestens an-
empfehlen und ehrerbietigst verharren
Ew. Fürstbischöflichen Gnade gehorsamst
dankbarste.“ Freiburg, den 25. August 1834.

Die dargestellten Bemühungen zur Unterwei-
sung der Jugend zeigen Galuras unermüdli-
ches Bestreben zur Verbreitung und Festi-
gung christlichen Lebens, um so die Religion
leicht faßlich, leicht behältlich, gefällig und
kraftvoll einzuprägen, wozu in seinen kate-
chetischen Unterweisungen auch die Bilder
dienen sollten, die Anregungen zum Lesen zu
geben bestimmt waren, wie er in seiner Vor-
rede der „Biblischen Geschichte der Welter-
lösung durch Jesum“, Augsburg 1806, mit 33
Kupfertafeln, sagt. Zwei Jahre zuvor hatte er
hierin in der Vorrede zu des ev. Pfarrers
Christoph Christian Sturms Werk: „Betrach-
tungen über die Werke Gottes im Reiche der
Natur und der Vorsehung auf alle Tage des
Jahres“⁶⁾, das in letzter Ausgabe zu Augsburg
im Jahre 1804 erschienen war, sein Anliegen
ausgebreitet. Wie der Untertitel mit dem Na-
men Galuras aufklärt, gab er es für katholi-
sche Christen heraus, als er „Stadtpfarrer und
Präsenzrektor am Münster zu Freiburg
i. Breisgau, Direktor der Haupt- und Nor-
malschule daselbst, Breisgauischer und Orte-
nauscher Schuloberaufseher“ war. Die Vor-
rede datiert vom 18. Brachmonate-
(1=18. Juni) 1803, was keinesfalls ein
Druckfehler für 1813 ist, wie Waltraus Re-
musch⁷⁾ meint; er führt hier u. a. aus: „Wie
viel Mühe gibt man sich nicht, das kleine und
große Volk in der geoffenbarten Religion zu
unterrichten? Man prediget Gottes Wort mit
rühmlichem Eifer. Allein ist die Stimme, die
im heiligen Tempel der Natur gehöret wird,
nicht auch ein Wort, das uns Gott zuruft?
Sollen wir die Christen nicht auch in diesen
alten, herrlichen und ehrwürdigen Tempel
führen, damit sie alle Werke Gottes kennen
lernen, und dem Allerhöchsten auch da die
Ehre geben? Auch die Natur ist eine Leiter,
auf der wir zum Schöpfer aufsteigen. Dies ist

die wahre Volksaufklärung, daß die Menschen gut und fromm werden, daß man ihnen über ihre erhabene Bestimmung richtige Begriffe beibringe, und in ihrem Herzen gute Empfindungen wecke: richtige Begriffe und gute Empfindungen werden endlich gute Gesinnungen, die schwerlich mehr auszulöschen sind. Wer sollte eine solche Aufklärung nicht wünschen? Es ist kein Gedanke, der auf die Menschen einen so wohltätigen Einfluß hätte, als der Gedanke an den lieben Gott, dessen Ebenbilder, Kinder und Erben wir sind. Wird haben die Vorschrift: Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater auch vollkommen ist. Matth. 5. Kap. 48. V.“

Über seine Absicht sagt er sodann auf S. XI fortfahrend: „Indem ich also der Meinung bin, man müsse die richtige Gotteserkenntnis auf alle möglich Weise verbreiten, gebe ich diese Betrachtungen für Katholiken heraus. Ich habe dabei die Absicht eine Lücke auszufüllen, und unsern Glaubensgenossen ein Buch in die Hände zu geben, welches ihnen über die Werke Gottes im schönen Reiche der Natur hinlängliche Kenntnisse verschafft, und zugleich ihre Herzen salbet. Ich möchte sagen: Religion ist die erste, und Natur der zweite Teil der Offenbarung Gottes; da gibt es zwei Tempel der Gottheit, und man weiß nicht, welcher schöner ist; man muß aus einem in den anderen gehen.“

Über die Volksbildung führt er S. XIII aus: „Es ist für die sittliche Volksbildung äußerst wichtig, daß man die Menschen gewöhne, alles zu beobachten, was ihnen zum Frieden dienen kann: aus Unachtsamkeit kömmt Gleichgültigkeit, aus Gleichgültigkeit Rohheit, aus Rohheit Laster; ja was ist das Laster? Rohheit gegen Gott und die Menschen. Wer den Wurm im Staube aufmerksam beobachtet, wird bald seinen Mitmenschen eines barmherzigen Blickes würdigen. Wer aber grausam gegen Tiere ist, wirds bald auch gegen Menschen sein. Hat nicht der Schöpfer auch den unmündigen Vogel im Neste und den vom Holze gebeugten Esel in seine Gesetzgebung aufgenommen, und jenem Segen

versprochen, der sich aus Achtung für den Schöpfer, des armen Tierchens erbarmet? Diese Volksbildung ist also wichtig, wir mögen selbe in Verbindung mit dieser oder jener Welt betrachten.

Man glaubt ganz richtig: ein jeder Christ soll lesen können. Hat man nicht Pflicht, eben deswegen dem Volke gute Bücher in die Hände zu geben? Ich rechne diese Betrachtungen unter jene Bücher, die in eines jeden Händen sein sollten. Indem ich selbe für die Bekenner der katholischen Kirche herausgebe, habe ich dabei eine solche Genauigkeit beobachtet, daß ein jedes Kind diese Betrachtungen lesen darf. Nicht alle Menschen haben Ohren für die Stimme des Evangeliums, aber alle Herzen sind im Stande, die Schönheiten der Natur zu fühlen: wer den Schöpfer im Tempel der Natur anbetet, wird vorbereitet, sein Herz auch den Eindrücken der Religion zu öffnen. Diese Betrachtungen dürften also auch bei manchen eine Vorbereitung zur Belehrung werden: ein weiser Schöpfer wird sich derselben zum besten Endzwecke zu bedienen wissen.“

Über die Ursachen, die ihn zur Herausgabe veranlaßten, sagt er S. XV: „Aus den Ursachen, die mich zur Herausgabe dieser Betrachtungen bewogen haben, wünsche ich nun auch, daß die Herrn Seelsorger dieselben ihren Untergebenen empfehlen, in ihre Volksbibliotheken aufnehmen und bei öffentlichen Prüfungen den Kindern als Geschenk austeilen, kurz, allgemein machen möchten; sie sind Hohen und Niedern, Reichen und Armen, Kleinen und Großen, Gelehrten und Ungelehrten, Geistlichen und Weltlichen gleich nützlich.“

Freiburg im Breisgau, den 18. im Brachmonate 1803.

Stadtpfarrer Galura.

Nachtrag zum Literaturverzeichnis über Galura, s. Der Schlern, Jhg. 57, 1983, S. 551.

Biemer, Günter: Bernhard Galura (1764—1856). Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jh. Bd. 1, München 1975, S. 227—252.

Beumer, J.: Eine anscheinend vergessene Fröhschrift Bernhard Galuras: De traditione, altero revelationis fonte. Zur Traditionsauffassung des 18. Jh. Scholastik Bd. 38, 1963, S. 239—245.

St. Martin in Freiburg. München—Zürich 1985. Hier: Die Entwicklung der Pfarrei unter Pfarrer Bernhard Galura 1810—1815, S. 280—282.

Anmerkungen.

¹⁾ Renate Stegmaier: Die Freiburger Normalschule (1772—1829). Schau-ins-Land. Jhg. 90, 1972, S. 136, 145, 146 Anm. 78a. K. Halter: Die Volksschulen der Stadt Freiburg. Schau-ins-Land Jhg. 79, 1961, S. 72—94. Außer einem Gehalt von 300 bis 400 Gulden erhielten die Lehrer in der Trivialschule zu St. Martin „von jeher jährlich zwölf Klafter Brennholz, der Kehler, welche im Schulhause nicht wohnte und somit vom Schulholz nicht profitieren konnte, drei Klafter gratis.“

²⁾ Tagebuch Galuras, das er ab 1820 führte, nach der im Stadtarchiv Freiburg vorliegenden Xerokopie vom im Bischöflichen Archiv in Brixen vorliegenden Original. Am 8. August 1849 trug er hier ein: „Nachricht vom Ministerium des Unterrichts in Wien, daß infolge meiner Bitte vom 10. Juli des Jahres, in Brixen das Gymnasium mit der 7ten Classe eröffnet werden dürfe. Um diese Gnade hat der Magistrat schon lange zuvor das Ansuchen gestellt. Meine Eingabe hat in Wien den 3ten August ihre Erledigung erfahren, wie es aus dem Ministerialschreiben an den Landeschef in Innsbruck erhellt.“ Seine Grundsätze für die Jugendbildung legte Galura hauptsächlich in drei Schriften nieder: 1. Das Lob jener frommen Stiftungen, welche die Bildung der Kinder zum Endzwecke haben. Augsburg 1802, eine Predigt, die der Sautierschen Stiftung gewidmet ist. Über ihn s. A. Retzbach: Heinrich Sautier — (1746—1810) —: Ein Lebensbild aus der

Aufklärungszeit. Zeitschr. d. Gs. f. Beförderung d. Geschichts-, Alterums- und Volkskde. Bd. 32, 1917, S. 3—39; 2. Der Geist der Stiftung zur Ausbildung und Ausstattung dürftiger Bürgersöhne in Freiburg i. Brsg. Freiburg 1802; 3. Lehrbuch der christlichen Wohlgezogenheit. Ein Beitrag zur allgemeinen Volksbildung. Augsburg 1822.

³⁾ Stadtarchiv Freiburg, Signatur D. S. St. Armeninstitut (Lehrgelder). Die Foundation der Localarmen-Anstalt.

⁴⁾ Eintrag Galuras in: Ausweis über die anno 1804 an der Münsterpfarre existierenden fernerer Stiftungen vom 5. Dezember 1804. Erzbischöfliches Archiv, Freiburg; Münsterakten.

⁵⁾ Stadtarchiv Freiburg — (wie Anm. 3) —, Armeninstitut: Die Donation des Fürstbischofs Bernhard Galura zu Brixen in Tirol in: Armensachen (Lehrgelder). Über Galuras Bemühungen um die Volksbildung s. J. Hemlein: Bernard Galura, eine sozial und pädagogisch führende Priestergestalt in der Zeit der katholischen Restauration. (1764—1856). Oberrheinisches Pastoralblatt. Jhg. 52, 1951, S. 181—184; 295—299; ders. über Galura als Theologe in: Bernhard Galuras Beitrag zur Erneuerung der Kerygmantik. Freiburg 1952, hier S. XI—XVI die Bibliographie seiner Schriften, S. 38—69 ihre Inhaltsangabe.

⁶⁾ Das zweibändige Werk Christ. Chr. Sturms, (1740—1786) hatte mehrere Auflagen; sein Verfasser war ev. Prediger in Augsburg, über ihn s. die Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 37, Berlin 1967, S. 4—5, fotomechanischer Neudruck. Die Ausgabe von 1804 ist die letzte.

⁷⁾ W. Remusch im 50. Hans-Jakob Brief 1986; unter dem Titel: Der Comet, über den es zum 25. Jänner heißt: „Mir sei der Comet, wenn er aus seiner ungeheuren Ferne in unsern Gesichtskreis kommt, nicht ein Bote des Unglücks, sondern ein Herold der Herrlichkeit Gottes . . . Und dann will ich den großen Gedanken denken, daß ich vielleicht in kurzem als ein Bürger der Ewigkeit den unermesslichen Raum des Himmels durchwandeln, und ohne Ferngläser nötig zu haben, tausend neue Welten erblicken werde.“

Keltisches Sprachgut in topographischen Namen Südbadens

Kurt Bräutigam, Bad Krozingen

Unsere Landschaft am Oberrhein gehörte bis in die La-Tène-Periode (ca. 500 v. Chr.) hinein zum keltischen Kernland. Caesars Sieg über Vercingetorix (52 v. Chr.) eröffnete eine lange Reihe von Auflösungsprozessen der kelt.¹⁾ Stämme, die allmählich romanisiert wurden — im linksrheinischen Gebiet freilich stärker als im heutigen Südbaden. Nachdem um 260 n. Chr. der Limes gefallen war, nahmen die Alemannen Besitz von unserer Gegend. Dabei scheinen sich Eroberer und Unterlegene in einem offenbar reibungsarmen Assimilationsprozeß allmählich weitgehend vermischt zu haben. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts war die Besiedlung im Rheintal abgeschlossen. Die Gebirgszonen — selbst der Kaiserstuhl — wurden vorerst gemieden. Die neuen Herren, die ihrerseits später ins Frankenreich eingegliedert wurden (wovon der Breisgau und das Markgräflerland freilich weniger zu spüren bekamen als etwa Nordbaden; immerhin erinnern Ortsnamen auf -heim und -kirch an fränkischen Einfluß) fanden durch ihre enge Berührung mit den romanisierten Galliern deren keltische Namen von Siedlungen, Wasserläufen und Bergen vor. Sie übernahmen sie und paßten sie allenfalls ihren Sprechgewohnheiten an. Siedlungen wurden wegen der günstigen Viehtränken bevorzugt an Bächen angelegt und mehrfach auch nach ihnen benannt. Dabei sind die Namen heute oft unverständlich und, wo sie zufällig Anklänge an neuhochdeutsche Wortgebung zeigen, der Volksetymologie ausgeliefert. So ist z. B. das Scherzwort mancher Fremdenführer, die Dreisam durch Freiburg sei nicht einsam und nicht zweisam, sondern dreisam durch drei Zuflüsse alles andere als

wissenschaftlich. Zwar fließen in der Tat dem Rotbach bei Kirchzarten drei Bäche zu (Wagensteigbach, Brugga und Eschbach), aber der von da an geltende Name Dreisam ist keltisch.²⁾ Er bedeutet etwa „die schnell Fließende“. An dieser Stelle sei einmal die sprachliche Analyse des Namens erlaubt. Es steckt darin die kelt. Wurzel *trag*, die auch in anderen idg. Sprachen (Griechisch, Gotisch) vorkommt und „laufen“ bedeutet. Vermutet wird der kelt. Superlativ *tragsima*, also etwa „sehr schnell“, was zumindest für das Freiburger Teilstück eher früher gestimmt haben mag als heute. Auch der Ortsname Zarten ist kelt. Ursprungs. Ptolemäus erwähnt ihn im 2. Jh. n. Chr. als Tarodunum, die Fliehburg des Taro. Das Wort *-dunum* ist übrigens urverwandt mit unserem „Zaun“ und dem engl. town. Auch die Glotter (mundartl. Glooter) trägt einen kelt. Namen zu einem vermuteten Stamm *kloutara*, etwa „die Reine, die Lautere“. Breisach wie der danach benannte Breisgau stehen zu einem gallischen (also kelt.) Personennamen *Brisius*. Für das Flüßlein Elz nördlich von Freiburg wird eine kelt. Grundform *Altia* angenommen zum Stamm *al* mit der Bedeutung „eilen“. Der Ort Elzach, 1275 noch wie der Bach als Elza erwähnt, erscheint seit dem 14. Jh. mit der germ. Endung -ach (= Wasser, vgl. lat. aqua). Die gleiche Endung zeigt auch die Brigach, die bekanntlich zusammen mit der Breg „die Donau zuweg“ bringt. Beide Wortstämme sind identisch und werden zu einer vorgerman. Wurzel *bhrag* = „leuchten“ gestellt. Diese beiden bilden eine Ausnahme. Es ist zu vermuten, daß sie (wie z. B. auch Belchen, Kandel und Kander) von der schon früh be-

siedelten Rheinebene her benannt worden sind. Denn die meisten Wasserläufe im Schwarzwald tragen entsprechend der späten Besiedlung germ. Namen. Viele davon zeigen die schon oben erwähnte Endung -ach, so die Wutach, die Kirnach, die Linach, die Gutach usw. Die Möhlin wiederum, die bei Breisach in den Rhein fließt, stellt ihren Namen zu kelt. *malina* = „Flut“. In die Möhlin mündet nordwestlich von Bad Krozingen der Neumagen. Auch dieser etwas seltsam klingende Name hat eine keltische Wurzel: *magos*, was „Feld an Flußniederungen“ bedeutet. Der Klemmbach, der bei Neuenburg in den Rhein mündet, trägt zwar heute einen deutschen Namen, hieß aber früher Sirnitz wie noch jetzt sein Quellgebiet und steht zu dem vorgerm. *ser* = „fließen“. Schauen wir von da gleich einmal hinüber auf die Berge, die ja vor der alemannischen Landnahme kaum besiedelt waren. Da leuchtet der Belchen herüber, dessen Name wie auch der des an ihm entspringenden Bellenbachs und des elsässischen Belchen („Ballon“) zum kelt. *bel* = „hell, weiß, glänzend“ gestellt wird. Von einem anderen kelt. Wort für „weiß“ kommt der Name der Kander wie auch des Ortes Kandern, nämlich von *kando*. Hierzu gehört übrigens auch der Berg Kandel nördlich von Freiburg. Dagegen hat der Blauen samt dem Blauenbach einen germ. Namen und steht vermutlich zu mhd. *bläwen* = schmelzen, bezöge sich also auf örtliche Schmelzhütten. Einen interessanten Namen hat Märkt am Eintritt der Kander in den Rhein. Man deutet heute den Namen als „Markt“, aber die alten Formen *Matro* (1190), *Matram* u. ä. weisen auf einen ehemaligen Bachnamen hin mit dem vorgermanischen Stamm *mater* = „Mutter“. Der benachbarte Ort Klein-Kems leitet seinen Namen her von einem kelt. *cambes* = „Krümmung“. Das Flößchen Wiese samt dem Ort Wieslet heißt nach einem kelt. *vis* = „netzen, bewässern“.

Auch die Flußniederung am Hochrhein zeigt Namen mit keltischer Wurzel. Ich möchte an

dieser Stelle daran erinnern, daß Wasserläufe grundsätzlich von der Mündung her benannt wurden. Das Gebirge wurde, wie schon erwähnt, erst später von der Niederung her besiedelt und benannt. In wenigen Fällen hatte das Quellgebiet einen Namen, den es dann auch beibehielt (Brigach — Breg). Doch zurück zum Hochrhein. Da trägt die Wehra samt dem Ort Wehr einen vordeutschen Namen. Der Ortsname Grenzach hat nichts mit Grenze zu tun, so naheliegend das scheint, sondern steht als vermutlich altes *carantiacum* zum gallischen Personennamen *Carantos* (Granzo). So wird auch Lörrachs Name auf einen kelt. Personennamen *Laurus* oder *Laurius* zurückgeführt. Die Murg (ein häufiger Bachname) samt dem Ort Murg steht zu kelt. *morga* = „Grenze, Mark“, und die Alb samt Albbruck zeigt die häufig vertretene vorgerm. Wurzel *albh* = „weiß“. Zu erwähnen bleiben im südlichen Baden noch die Schlücht (= Schlucht) mit ihrem Zufluß Schwarza (= schwarze Aach), die wie auch die Wutach (zu „wütend“) jeweils deutsche Namen tragen. Zum guten Schluß darf natürlich der Rhein nicht fehlen. Aber seine Etymologie ist ja allbekannt. Schon die Kelten und nach ihnen die Germanen fanden den alteuropäischen Namen vor, die Kelten wohl als *rēnos*, die Römer als *Rhenus* und die Alemannen als (ahd.) *rīn*. Zugrunde liegt eine idg. Wurzel *-rei*, die in dem berühmten Satz des Griechen Heraklit (um 500 v. Chr.) *panta rei* = „alles fließt“ wiederkehrt. So heißt also unser Rhein „der Fluß“ schlechthin!

¹⁾ Ich verwende die üblichen Abkürzungen: kelt. = keltisch; germ. = germanisch; mhd. = mittelhochdeutsch; ahd. = althochdeutsch; got. = gotisch; idg. = indogermanisch; engl. = englisch; lat. = lateinisch

²⁾ Es sei darauf hingewiesen, daß die meisten der keltischen Grundformen lautgesetzlich erschlossen sind.

Der Landesverein dankt

Allen Spendern, die uns bei der Sanierung des Hauses Badische Heimat durch ihre Zuwendungen geholfen haben, sagen wir unseren herzlichsten Dank. Es sind dies nach der Reihenfolge des Eingangs der Spende:

Stolz, Rosemarie, Gengenbach
Schumacher, Alfred, Freiburg
Gerriets, Johanna, Freiburg
Schröder, Paul, Hornberg
Müller, Hedwig, Freiburg
Köhler, Alfred, Baden-Baden
Bechtold, Kurt, Lörrach
Rihm, Julius, Karlsruhe
Seiler, Hermann, Merzhausen
Hartmann, Karl, Karlsbad-Spielberg
Hausrath, Erna, Freiburg
Karch, Wilhelm, Essen
Ohnmacht, Marianne, Freiburg
Linde, Horst, Freiburg
Rieger, Albert, Schopfheim
Armbruster, Ernst, Bad Rippoldsau
Gallo, Rudolf, Freiburg
Linder, Wilhelm, Karlsruhe
Seemann, W. P., Rastatt
Gänshirt, Charlotte, Karlsruhe
Waibel, Paul, Karlsruhe
Berger, Hermann, Denzlingen
Hildebrandt, Hanna, Heidelberg
Horwedel, Felix, Karlsruhe
Warth, Helmut, Sinsheim
Hagmann, Emil, Karlsruhe
Tröger, Jörg, Wilhelmsfeld
Lang, Herbert, Karlsruhe
Arbeit, Kurt, Karlsruhe
Beck, Hans, Endingen
Hartkorn, Alfred, Gondelsheim
Glutsch, Martha, Karlsruhe
Schwab, Klaus, Villingen-Schwenningen
Kromer, Fridolin, Behlingen
Nussbaumer, Hubert, Bruchsal
Gassmann, Heinrich, Lahr
Kleiser, Matthä, Titisee-Neustadt

Gleichzeitig sei den Herren herzlichster Dank gesagt, die uns alljährlich unterstützen, so den Herren Schmidt, G. A., Pforzheim, Freiherr von Rotberg, Remagen, und Simon, Hans aus Karlsruhe.

Alle Spenden sind uns eine willkommene Hilfe.

Deutscher Heimatbund zum Jahreswechsel

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Heimatfreunde!

Für das zu Ende gehende Jahr 1988 möchte ich nicht versäumen, Ihnen für die vielfältige Hilfe zu danken, die Sie uns gewährt haben.

Der *Deutsche Heimatbund* (DHB) lebt aus seiner föderalen Gliederung und den Aktivitäten vor Ort. Unsere vielen Vereine und Organisationen auf gemeindlicher und übergemeindlicher Ebene, ihre Bündelung auf regionaler und landsmannschaftlicher Stufe und auf Länderebene schaffen erst die Voraussetzung für bürgernahes, heimatbewußtes Wirken.

Für diese Zusammenarbeit möchte ich Ihnen im Namen des *Deutschen Heimatbundes*, Ihres Spitzenverbandes auf Bundesebene, herzlich danken.

Der Jahreswechsel ist für mich wiederum Gelegenheit und Verpflichtung, über das abgelaufene Jahr zu berichten und auf beabsichtigte Aktivitäten für das bevorstehende 1989 hinzuweisen. Der *Deutsche Heimatbund*, Bundesverband der Heimatvereine und Sprachrohr der Trachtenvereine mit zusammen rund 2 Millionen Mitgliedern, wird auf der Bundesebene oft zu heimatlichen und umweltrelevanten Fragen gehört. So wurden wir bei verschiedenen Anhörungen von Bundestagsausschüssen, Bundestagsfraktionen und Ministerien um unsere Stellungnahme gebeten. Diese wurde z. B. zu Natur- und Umweltschutzfragen in der Funktion eines nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz anerkannten Naturschutzverbandes abgegeben, aber auch darüber hinaus zur Steuerreform, zum Gemeinnützigkeitsrecht oder zu Fragen des neuen Baurechts. Zur Eröffnung der Europäischen Kampagne 1987/88 für den ländlichen Raum hat der DHB die Broschüre „Plädoyer für ein Leben auf dem Lande“ herausgegeben. Die Nachfrage von den verschiedensten Seiten war so hoch, daß die 32 000 Exemplare der 1. Auflage schnell vergriffen waren und eine 2. Auflage erforderlich wurde.

Auch die anspruchsvolle Abschlußbroschüre für die Kampagne wurde in enger Zusammenarbeit und Mitherausgabe von uns erstellt. Es handelt sich hier um einen Luftbildatlas mit Textteil unter dem Titel „*Deutschland — Raum im Wandel, eine Bilanz im Luftbild*“. Das Werk wurde nicht nur auf der Abschlußkundgebung der Europäischen Kampagne in Lübeck/Ostholstein einem nationalen und internationalen Publikum vorgestellt, sondern ebenso auf der Frankfurter Buchmesse. Wir haben unsere Landesverbände mit einem kostenlosen Exemplar erfreuen können.

Eine weitere Veröffentlichung zur Europäischen Kampagne wurde mit von uns herausgegeben, der Medienkatalog „*Der ländliche Raum*“. Hier sind ausgewählte audiovisuelle Medien der Landes- und Kreisbildstellen zum ländlichen Raum zusammengestellt worden. Der Adressatenkreis hierfür sind vor allem Schulen und Bildstellen.

Die „Inventarisierung der historischen Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland“ konnten wir ebenfalls im Jahre 1988 beenden. Auf 672 Seiten werden über 4000 erhaltenswerte Anlagen vorgestellt, nach einem einheitlichen System erfaßt und veröffentlicht. Dieses Werk ist beim DHB erhältlich. Wir sind jetzt darangegangen, auch die historischen Friedhöfe zu inventarisieren und werden im Anschluß daran zusammen mit dem Deutschen Mühlenverein die Erfassung der historischen Mühlen vornehmen.

Im Rahmen des Medienkongresses '88 in Bad Neuenahr, veranstaltet von den kommunalen Spitzenverbänden, den Landesbildstellen und dem Bundesgremium für Schulphotographie, wurde von uns der Wettbewerb „Heimat — Lebensraum für alle“ mitgestaltet und die Siegerehrung vorgenommen. Über 4000 Einsendungen von Jugendlichen zu diesem Thema wurden bewertet. Preisgekrönte Arbeiten zu diesem Wettbewerb werden wir in eine Veröffentlichung einbringen, die zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung erstellt wird. Es handelt sich hier um ein umfassendes Werk für Lehrer und Schüler mit dem Thema: „Heimat als Thema der politischen Bildung“.

Hinweisen darf ich auch auf unseren monatlichen Informationsdienst zu Umwelt- und Naturschutzthemen, der unentgeltlich bundesweit verteilt wird. Er erfreut sich einer ausgesprochenen guten Resonanz. Sowohl der Bundesminister Prof. Dr. Töpfer als auch der Präsident des Umweltbundesamtes, Herr Dr. v. Lersner, stellten sich für ausführliche Interviews zur Verfügung.

Besonders wichtig und fruchtbar sind neben der Zusammenarbeit mit unseren Landesverbänden unsere alljährlichen Pressefahrten. In diesem Jahr stand die Pressefahrt unter dem Thema „Bundeswehr und Umwelt- und Naturschutz“. Gemeinsam mit dem Bundesverteidigungsministerium organisierten wir für eine große Anzahl an Pressevertretern einen Flug zu dem Truppenübungsplatz „Stetten am kalten Markt“ auf der Schwäbischen Alb. Die Bundeswehr zeigte uns hier, daß der Schutz der Natur auch auf Truppenübungsplätzen möglich ist. Kritische Fragen aus unseren Reihen und der Journalisten begleiteten diese interessante Fahrt. Hier gilt besonderer Dank unserem Landesverband, dem Schwäbischen Heimatbund, und unserem Vizepräsidenten, Herrn Dr. Rathfelder, dem ehemaligen Umweltschutzbeauftragten des Landes Baden-Württemberg, für ihre Hilfe.

In Heidelberg begingen wir im September das Silberjubiläum des europäischen Zusammenschlusses der nationalen Heimatvereine, der Europa Nostra. Als Gastgeber konnten wir zahlreiche Vertreter aus nahezu allen europäischen Ländern begrüßen.

Ihr
(Dr. Tiedeken)

Franz Schneller (1889—1989)

Kalenderblatt auf einen Hundertjährigen

Manfred Bosch

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei meinem Großvater. Ich empfang es auf seinen Knien sitzend. Es war das Wort vom Volksmund. Noch weit näher der Sprache Johann Peter Hebels als dem heutigen Stadtdialekt. Der Großvater wohnte gegenüber dem Münsterturm, am richtigen Ort für einen Erzieher, und war Metzger von Beruf . . .“. Mit diesen Sätzen hat Franz Schneller ein spätes Selbstporträt begonnen — sie sind erkennbar mehr als bloße Einleitung zur eigenen Biographie. Denn wer Schnellers Leben überblickt, wird in ihnen nicht nur Erbe und Mitgift seiner Gegend erkennen, sondern darin auch Elemente und Konstanten seiner eigenen Persönlichkeitsentwicklung ausmachen. Es sind nämlich kurze Wege, die von Hebel und dem Volksmund zur Wirklichkeit und Farbigkeit eigenen Schreibens führen, vom Geschichtenhunger des Knaben zum eigenen Erzählen, mit dem der Schriftsteller Schneller seine Welt in ein mildes Licht getaucht hat, und den Freiburger Münsterturm hat er als Achse seines alemannischen Kosmos zeitlebens anerkannt. So gesehen, fielen frühe Prägung und künstlerische Lebensleistung in eins und fanden ihr Gleichgewicht in jener Statik und *stabilitas loci*, die als Kennzeichen des Alemannischen gelten dürfen.

Gleichwohl wäre nichts falscher als der Eindruck einer „prästabilierten alemannischen Harmonie“. Nicht zufällig hat sich Schnellers Erzählen — das mündliche ebenso wie das schriftliche — immer wieder einmal auf Erinnerungen und Ereignisse bezogen, die mit Suche und Unruhe, rebellischem Sichausprobieren und jugendlichem Drängen, mit Kritik und Angriffsgeist, Ironie und Spott zu tun haben. Dazu trug schon ein früher Umgang mit

Emil Gött bei, der Schnellers Vetter war und ihn zum Schreiben brachte.

Schnellers Vater allerdings galten die literarischen Versuche als Possen, die er dem Abiturienten durch etwas Solides auszutreiben gedachte — eine Apothekerlehre im Allgäu nämlich, für die sich der Sohn mit einer Prüfungsverweigerung revanchierte. Wieder daheim, begann Schneller — unterbrochen von vier Jahren Kriegsteilnahme — für Zeitungen zu schreiben, bis ihm 1919 der Posten eines Dramaturgen am Freiburger Stadttheater angetragen wurde. Diesem Theater war das Hauptaugenmerk des „Freiburger Figaro“ gewidmet, einer — so der Untertitel — „Oberbadischen Wochenschrift für Theater-, Konzert-, Film- und kulturelle Angelegenheiten, Humor und Satire“. Diese Zeitschrift, die Schneller zusammen mit Toni Müller gründete, herausgab und redigierte, bildete Mitte der Zwanziger Jahre so etwas wie das eigentliche Feuilleton Freiburgs, das durch seine Angriffigkeit und seinen Witz die Stimme der kulturellen Opposition und Neuerung vertrat. Parallel dazu entstanden in den Zwanziger Jahren eine Reihe von Prosaveröffentlichungen, deren Anfänge noch im Banne des Expressionismus standen — beginnend mit den Bänden „Zwei Prosastücke“ und „Im Vorhof der Hölle“; dann folgten in unterschiedlichen Abständen fünf Romane: „Die Jahreszeiten eines Einsamen“ (1923), „Barbara Iselin. Der Aufstieg einer Familie“ (1924), „Segel vor Wind“ (1934), „Blaubuch eines Herzens“ (1935) und „Ein Mädchen in Blüte“ (1937). Alle diese Romane sind angesiedelt im eigenen Raum, spielen am Oberrhein und im Breisgau, und was Schneller mit ihnen glückt, ist eine beispielhafte Vergegenwärtigung des



Landschaftlichen, des Geistes und der Atmosphäre einer Gegend, ohne daß die Welt dadurch auf das Maß des Handlichen zusammenschrumpfte. Das Badische bzw. Alemannische wird vielmehr zu einem orbis pictus, gehalten und ausgemalt in den vertrauten Tönen und Farben des Intimen und Vertraulichen, sodaß René Schickele, mit Schneller seit den Zwanziger Jahren eng befreundet, in einem Brief an den Autor über das „Blaubuch eines Herzens“ schreiben konnte: „Ich war zwei Tage wie verzaubert. Ihre Bilder sitzen wie eine Blüte, eine Frucht am Ast sitzt, ebenso erstaunlich wie selbstverständlich. Alles Romanhafte, um das wir nun einmal nicht herumkommen, ist aufgelöst in Farbe, Bewegung, Musik und — einfache, widerspruchslöse Menschlichkeit. Das alles ist meisterhaft“. Dem Badischen galt auch das „Brevier einer Landschaft“, das Schneller kurz nach dem Zweiten Weltkrieg herausbrachte und

sein bekanntestes Buch geblieben ist. Es trug ihm kurz nach dem Erscheinen den Johann-Peter-Hebel-Preis des badischen Staates ein; Robert Minder hat es in seiner atmosphärischen Dichte und adäquaten Darstellung „das wahre Brevier Badens“ genannt. Doch obwohl der Titel es nahelegen könnte, ist das „Brevier einer Landschaft“ nicht einfach die Weiterführung der Arbeiten aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren; eher steht es für eine mehr publizistisch-feuilletonistische Neuorientierung Schnellers nach dem Zweiten Weltkrieg. Es sind wohl vor allem die äußeren Bedingungen von Schnellers Existenz, die nun kein größeres Werk mehr entstehen ließen: 1945 wurde Schneller für nahezu acht Jahre Städtischer Büchereidirektor, in den fünfziger Jahren kam ein Stadtratsmandat hinzu, und vor allem pflegte Schneller seit Ende der 40er Jahre im Landesstudio Freiburg des Südwestfunks eine Form des Radio-

auftritts, die er selbst als Plauderei bezeichnete und die ihm zurecht hohe Popularität eintrug. Denn hier fand sein Fabulier- und Erzähltalent ein Medium, das seiner launig-humorigen Beobachter- und Kommentatorrolle genügend Auslauf ließ, für das er andererseits aus einem großen Fundus an Vertrautheit mit Land und Leuten, Küche und Kultur, Natur- und Menschenkenntnis schöpfen konnte. Hier fand das vormalig literarische Erzählen Schnellers eine genuine Fortsetzung, mit ihr gelang Schneller noch einmal die hebensche Kunst, alle Höerschichten beieinanderzuhalten — sprach er doch mit diesen Plaudereien den Professor ebenso an wie die von ihm so geliebte Marktfrau — jenen nicht unterfordernd, diese dagegen fordernd. Vor allem aber bewiesen die Radiovorträge, was der Leser jedem einzelnen Buch Schnellers entnehmen konnte: daß dieser Schriftsteller nie in literarischer Betriebsamkeit aufging, sondern aus seinem süddeutschen Lebensgefühl heraus die Vielfalt im Leben suchte, wie er auf jedem seiner Posten, in jeder seiner Professionen aus der Fülle dessen schöpfte, was ihm zu Gebote stand, und es war nicht wenig. Noch wichtiger aber, daß sich dieser Fundus am Leben selbst immer wieder auffrischte — diese Zu-

wendung zu dem, was man die Freuden und Genüsse des Lebens nennt, war es auch, die ihn stets über Grenzen hinausblicken, enge Horizonte durchbrechen ließ. Himmelslandschaft war ihm der Breisgau und das Markgräflerland ja schon deshalb, weil hier die Weite des Blicks immer schon die Weitung ins Französische hat und das Licht des Markgräflerlandes ins Italienische spielt.

Der nach Reinhold Schneider benannte freiburger Kulturpreis des Jahres 1962 galt so nicht nur dem Schöpfer eines literarischen und publizistischen Lebenswerks eigener Prägung, sondern auch einer markanten Persönlichkeit, die so vieles in sich vereinte: den Kulturkritiker und Spötter der leichten Feder, den Journalisten und Publizisten, den Theatermann und Zeitschriftenherausgeber, den Romancier und Büchereidirektor, den Radio-Plauderer und intimen Kenner des Landes. In all diesen Professionen und Facettierungen aber ist es Schneller geglückt, die Turbulenzen seines Jahrhunderts und die inneren Bewegungen seiner eigenen acht Jahrzehnte in einer Haltung zum Ausgleich zu bringen, als deren Summe gelten könnte: Leben in der Landschaft und leben durch die Landschaft.

Manfred Bosch bereitet eine Ausstellung und einen Katalog zu Franz Schnellers hundertstem Geburtstag. Die Ausstellung wird im Spätjahr 1989 in Freiburg zu sehen sein.

Buchbesprechungen

Keweloh, Hans Walter, Auf den Spuren der Flößer, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Gewerbes, Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Schifffahrtsmuseums Bremerhaven, 334 S., 70 Abb. auf 48 Tafeln, Kunstleinen 36,— DM, Konrad Theiß Verlag Stuttgart, 1988

Unsere sensationslüsterne Zeit hat auf der Suche nach immer neuen Abwechslungen auch die Flößerei entdeckt. Vergnügungsfloßfahrten werden organisiert, als sei einst die Flößerei eine Gaudi gewesen. Das romantische Bild des kraftvollen Flößers, der keine Gefahren scheuend, sein Floß sicher durch den wilden Gebirgsfluß zum Rhein steuert und mit viel Geld im Beutel wieder heimkehrt, hielt fröhliche Urständ und stellte damit die Wirklichkeit auf den Kopf. Das vorliegende Buch aber stellt die Wirklichkeit wieder her und zeigt die technische, wirtschaftliche und auch die menschliche Seite der Flößerei in ihrer ganzen Bedeutung im „Hölzernen Zeitalter“ der vorindustriellen Zeit.

Ohne den Rohstoff Holz war kein Handwerk denkbar. Die Flößerei hatte deshalb die Aufgabe, dieses Holz aus den großen Waldgebieten des Schwarzwaldes, des Bayrischen- und Fränkischen Waldes, des Thüringer Waldes, des Isarwinkels und des Weserberglandes in die waldarmen Gebiete und vor allem zu den großen Umschlagplätzen am Rhein zu bringen. Technik und Wirtschaftlichkeit hatten sich zu ergänzen, und zwischen beiden Seiten stand der Flößer mit seiner gefährvollen Arbeit, wochen- und monatelanger Abwesenheit von daheim und seiner sozialen Eingebundenheit, die ihm wenig Spielraum ließ. Zahlreiche Einzelbeiträge gehen diesen Fragen nach, z. B. „Vom Wald zum Floß, ein technisches Problem? Dynamik und Schwerfälligkeit der Flößerei in der Geschichte der Forst- und Holzwirtschaft“ (Joachim Radkau), „Flößerei und Stapelrecht — zur Holzversorgung im Mittelalter und Neuzeit“ (H. W. Keweloh), „Die Ordnung des gemeinen Holzgewerbes im Murgtal/Schwarzwald von 1488. Aus der Geschichte der ältesten deutschen Holzhandelsgesellschaft“ (M. Scheifele) oder „Organisationsformen des Holländerholzhandels im Schwarzwald während des 17. und 18. Jahrhunderts“ (D. Ebeling). Die Untersuchungen greifen aus zur Geschichte der Holzverarbeitung und Flößerei in den Niederlanden im 17. und 18. Jahrhundert (L. v. Prooije), zur Flößerei auf dem Mittel- und Niederrhein im 18. Jahrhundert (K. P. Wiemer), zu den Floßländen und Floßhäfen im Mündungsgebiet der Geeste im 19. und 20. Jahrhundert (L. Delfs), und für Ba-

den interessant die Stadt Mannheim und die Flößerei im 18. und 19. Jahrhundert (S. Pich). Sozialgeschichtliche Beiträge sind die Aufsätze, die sich mit den Arbeitsbedingungen der Flößer und ihren Auswirkungen befassen. „Die Flößerei ist weiblich“ (B. Schweizer, G. Piot) beispielsweise vergegenwärtigt die Situation in den Dörfern und Familien bei der langen Abwesenheit der Männer und die Frauen deshalb den dörflichen Alltag bestimmen und ebenso die Geschicke der Familie. Hierher gehören auch die Studien zur Lebensgeschichte einer Kinzigtäler Flößerfamilie (H. Eimmermacher). Interessant ist auch die Dokumentation der Sonderschule Bad Liebenzell/Nagold über das Projekt „Wir kommen aus einem Flößerdorf“ (U. Carle, H. Metzen), das zeigt, wie man Kindern effektiv mit der Flößerei vertraut machen kann durch „learning by doing“. Dem Projekt „Flößerstraße im Kinzigtal“ (F. Fuchs) liegt die Idee zugrunde, das für das ganze Kinzigtal relevante Thema Flößerei in faktische Schwerpunkte aufzuteilen, die sich aus Lage und Geschichte der Orte ergeben.“ (S. 229). Nicht unerwähnt soll die ungewöhnlich vollzählige Bibliographie sein, die zusammen mit der Auswertung der Anmerkungen eine Fundgrube für den Volkskundler ist.

Ein sachliches, sehr interessantes und aufschlußreiches Buch!
L. Vögely

Scheifele, Max. Herg., Die Murgschifferschaft, Geschichte des Floßhandels, des Waldes und der Holzindustrie im Murgtal, mit Beiträgen von Casimir Katz und Eckart Wolf, Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg Band 66, 1988, 521 S., 38,— DM, Casimir Katz Verlag Gernsbach, 1988

Das von Landesforstpräsident i. R. Dr. Max Scheifele herausgegebene Buch ist die Festschrift zur 500-Jahrfeier der Murgschifferschaft, die im Juni 1988 im Kreise der Genossenschaftler stattgefunden hat. Ein halbes Jahrtausend Murgschifferschaft, das beinhaltet Waldwirtschaft und Flößerei, eine beinahe unglaublich lange Zeit, die aber schon von der Dauer her zeigt, welche Bedeutung Wald und Holz für das Murgtal hatten.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Zunächst untersucht Eckart Wolf, der seit 1978 Amtsvorstand des murgschifferschaftlichen und staatlichen Forstamtes Forbach ist, den 5000 Hektar umfassenden Wald der Murgschifferschaft. Ihn beschäftigen die Fragen nach Standort, Waldeigentum, Forstbe-

trieb, Waldzustand im Wandel der Zeiten, die Entwicklung des Waldbaus und dessen Betriebsergebnis. Max Scheifele leistet einen ausführlichen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Nordschwarzwaldes, in dem er über die Flößerei im Murgtal unter besonderer Berücksichtigung der Murgschifferschaft, des bedeutendsten und traditionsreichsten Holzhandels- und Flößereiunternehmens im Schwarzwald, berichtet. Diese Abhandlung gerät zu einer hoch interessanten und lebendig dargestellten Geschichte der Flößerei und des Holzhandels im Murgtal, eine Frucht jahrelangen Forschens. Die Schifferschaft, die zunächst nur ein loser Zusammenschluß von Familien war, besaß das alleinige Recht, auf der ebersteinischen Murg Holz zu flößen, es zu Balken und Brettern zu sägen und bis zu den wichtigen Holzschlagsplätzen des Rheins bis Mainz und Bingen zu flößen und dort damit Handel zu treiben. Auch bei der Entwicklung der Murgschifferschaft setzte der 30jährige Krieg eine harte Zäsur. Nahm das Unternehmen vor dem Kriege einen großen wirtschaftlichen Aufschwung, kam es nach dem Kriege vollständig zum Erliegen. Erst mit dem Handel mit Holland, das für den Flottenbau viel, viel Holz benötigte, setzte im 18. Jahrhundert wieder eine wirtschaftliche Blüte ein, die viel Geld ins Land brachte. Damals wurden die großen Vermögen gesammelt, die später die Voraussetzung der Industrialisierung im Murgtal wurden. Es darf dabei aber nicht übersehen werden, daß ein so gewaltiger Holzeinschlag zu Lasten des Waldes ging, denn auch die Glashütten, die Köhler und die Waldweiden setzten dem Wald ebenfalls zu. Die Folgen des Raubbaus waren weitreichende Kahlschläge und Verwüstungen, die zu einer anderen Orientierung zwangen, vor allem zur Aufforstung und einer pflegerischen Behandlung dieser Ressource. Im 19. Jahrhundert gab die Murgschifferschaft nach und nach die Sägerei und Flößerei auf und entwickelte sich zu einem modernen und leistungsfähigen Forstbetrieb. In dem Beitrag von Max Scheifele findet sich alles, was für die Entwicklung der Murgschifferschaft wissenswert ist, von den wichtigen Schifferordnungen bis hin zur Technik des Holzriesens, Flößens und dem Ende der Flößerei.

Das letzte Kapitel schrieb Casimir Katz über die Murgschifferschaft und die Murgtäler Holz- und Papierindustrie. Er untersucht die Murgtäler Sägeindustrie vom 18. bis Mitte des 19. Jahrhundert. Das Jahr 1881/1882 war das Geburtsjahr der Murgtäler Papier- und Pappen-Industrie, und innerhalb eines Jahrzehntes sind die heute noch bestehenden großen Unternehmen entstanden: Katz und Klumpp, Bad. Karton- und Pappenfabrik, Schoeller und Hoesch, E. Holzmann u. Cie, AG,

Gruber und Weber, Casimir Katz, Bauer und Grötz.

Zu diesem reich bebilderten Standardwerk kann man Herausgeber und Murgschifferschaft nur beglückwünschen. L. Vögely

Reinartz, Manfred, Villingen-Schwenningen und Umgebung in alten Karten und Plänen, Reihe Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen, Band I, Karten und Pläne von 1513—1906, 222 S., 116 Karten und Pläne, 29 vierfarbig, limitierte Erstaufgabe 500 Stück, Format 24 × 34,3 cm, Ganzleinen, 140,— DM, Verlag Hermann Kuhn, Villingen-Schwenningen, 1988

Dr. Reinartz hat im Auftrag der Stadt Villingen-Schwenningen dieses Werk geschaffen und herausgegeben, das der Stadt und der Landschaft am Oberlauf von Donau und Neckar, zwischen Rottweil und Donaueschingen, Schwarzwald und Schwäbischer Alb gilt. Es ist ihm ein hervorragendes Werk gelungen, das, auf hochwertigem Glanzpapier gedruckt, vom Verlag alle Sorgfalt gestaltender Kunst erfahren hat. Dies kommt den Karten und ihren Ausschnitten voll zugute. Es ist schwer vorstellbar, daß man alte Karten besser reproduzieren kann als es hier der Fall ist. Dies gibt dem Werk eine qualitätvolle Geschlossenheit, denn auch die Auswahl der Karten, Pläne und deren Ausschnitte ist für den angegebenen geographischen Bereich repräsentativ. Beinahe 400 Jahre Geschichte wird nun deutlich, aber nicht nur die der Stadt, sondern auch die der Peripherie, der alten Dörfer und Städtchen, die ja die gleichen Höhepunkte der Historie, aber viel mehr noch ihre Sorgen und Nöte mit der Stadt teilten. Ein reiches Quellenmaterial wird da vor dem Interessenten ausgebreitet, an dessen Beginn Martin Waldseemüllers „Oberheingebiet“ von 1513 steht. Karten und Pläne folgen einander. Sie reichen über die „Donauquelle“ von Sebastian Münster, 1569, über die „Rottweiler Pürschgerichtskarte“ von David Röttlin aus dem Jahre 1564 oder dem „Schwarzwald“ von Joh. Georg Tibianus (1603) bis hin zur Belagerung der Stadt 1633 und dem Niederbrennen des Dorfes Schwenningen im gleichen Jahr. Man findet Villingen im 17. Jahrhundert, die Stadt beim Herzogtum Modena (Martin Blessing, 1804), den Plan von Schwenningen von 1838 von F. Wirtz. Und immer wieder Karten vom Schwäbischen Kreis und vom Herzogtum und Königreich Württemberg. Man legt das großformatige Buch beeindruckt an der Hand, beeindruckt davon, was Karten und Pläne bieten können, aber auch beeindruckt davon, welchen technischen Weg die Kartographie durchschritten hat. L. Vögely

Landkreis Tuttlingen, Hrg., Archäologie und Landschaft im Landkreis Tuttlingen, 328 S., 194 Abb., davon 21 farbige, 28,— DM, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, 1988

Mit diesem Buch ist dem Landkreis Tuttlingen eine überzeugende Darstellung seiner Landschaft und ihrer archäologischen und kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten gelungen. Der erste Teil macht mit der Entwicklung der Kultur und Zivilisation von der Steinzeit über die Hallstattzeit bis hin zum frühen Mittelalter bekannt. Der zweite Teil handelt von der Kunst, die in den Städten und Gemeinden des Landkreises zu finden ist. Eine erstaunliche Fülle tut sich da auf, keine Gemeinde ist vergessen, und das Bild rundet sich zu einer kunsthistorischen Schau von ungeahnter Vielfalt. Daß der dritte Teil vom Werden der Landschaft handelt, ist ein willkommener Beitrag der zusätzlich über Flora und Fauna orientiert. Das sorgfältig gestaltete Buch, das sehr preiswert zu erwerben ist, wird jedem willkommen sein, der sich für die Kunst und Landschaft dieses überraschend vielgestaltigen Kreises interessiert. -y-

Fred Ludwig Sepainter: Die Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden. Ein Beitrag zur Wahlgeschichte im Kaiserreich, Peter Lang — Vlg., Frankfurt a. M. — Bern, 1983, Sfr 80,—

Gewiß ist dies bei so eingeschränkter Fragestellung und bei der vorzüglichen Quellenlage (v. a. Generallandesarchiv Karlsruhe) ein lohnendes Thema für eine Dissertation. Und gewiß bringt die Arbeit die historische Forschung zur politischen Willensbildung, zur Parteiengeschichte, ja zur allgemeinen historischen Entwicklung im Deutschen Reich ein Stück voran. Und gewiß werden auch Tendenzen jener Ablösung der Agrarwirtschaft durch den Industriestaat sichtbar. Darüber hinaus hat der Verfasser für eine Reihe von Untersuchungsmethoden eine präzise Präsentation anzubieten (Tabellen, Schaubilder, breitere schriftliche Ausführungen zu den Voraussetzungen, zum Ablauf zu den Ergebnissen und zu den daraus zu folgernden Tendenzen der 13 Reichstagswahlen von 1871 bis 1912). Natürlich liefert die Arbeit auch eine Reihe von Kriterien (Faktoren), die für die Wahlforschung bis heute beachtenswert sind: Alter, Konfession, sozialer und wirtschaftlicher Status der Wähler, Bindung an Interessengruppen, ökonomische Interessen oder ideelle Momente bei der Wahlentscheidung, Einwirkung der allgemeinen Politik (hier des Reiches), Schlüsselthemen. Und natürlich erfahren wir manches über die Auswirkung von Wahlrechtregelungen, Wahlkreisbildung, Wahlkampftechniken, Parteienentwicklung, Koalitionsaussagen, von Einhei-

ten wie kleinsten Dörfern oder Ballungsräumen auf Wahlergebnisse. Und schließlich verweist der Verfasser auch nachdrücklich darauf, wo die Defizite der Forschung, auch seiner Arbeit liegen, nämlich in der interdisziplinären Zusammenarbeit mit der Soziologie, und eröffnet damit für Zukünftiges ein weites Feld. Aber dennoch: Lohnt dieses Ergebnis den Aufwand? Eine Frage übrigens, die sich aus der Gegenwart mit ihren bedrängenden Problemen an viele historische Arbeiten, gerade auch im Bereich der Regionalgeschichte, stellen läßt!

Doch da gibt es einige allgemeine Erfahrungen für heute und morgen, die aus der Arbeit von Sepainter gewonnen werden können; zum Beispiel:

— Politische Probleme (nach 1900 Preissteigerung) werden oft nicht deshalb zu Wahlkampfthemen, weil sie wirklich wichtige Probleme darstellen, sondern weil sie als solche von Politikern herausgestellt und in der Bevölkerung so empfunden werden.

— Wo eine Umsturzgefahr tatsächlich nicht vorhanden ist (damals durch die Sozialdemokratie), muß sie besonders beredt als drohend dargestellt werden, im Interesse der herrschenden Parteien.

— Das Einschreiten der Ordnungskräfte wird (damals durch sozialistische Agitatoren) mitunter bewußt provoziert, um den Staat in Mißkredit und sich selbst in die Presse zu bringen.

— Als Indoktrination werden viel eher Äußerungen und Aktivitäten (damals durch Sozialdemokratie und Zentrum) verstanden, die von der offiziell geförderten Linie abweichen, als solche, die auf der Linie liegen.

— Einfluß auf die Wahlentscheidung des einzelnen nimmt man am wirkungsvollsten dadurch, daß man den Gegner verteufelt (damals etwa in Gestalt eines Hirtenbriefes: „Haltet fern von Euren Häusern sittenlose Menschen, gottlose Bücher, katholikenfeindliche Blätter und Unterhaltungsschriften).

— Wahl- und Meinungsforschungsergebnisse sind wohl dann am ehesten zuverlässig, wenn sie vorsichtig formulieren und nicht mit „todsicheren“ Vorhersagen und Schnellschußanalysen daherkommen.

Prof. Wolfgang Keller, Staatl. Sem. für Schulpädagogik (Gymn.), Karlsruhe

Klaus Poppen, Hrg., Freiburger Almanach 1988, 144 S., 8,50 DM, Verlag Poppen und Ortmann, Freiburg

Dies ist die 39. Ausgabe des Freiburger Almanachs aus dem Hause Poppen und Ortmann. Klaus Poppen, der für den Inhalt verantwortlich zeichnet, ist selbst ein sehr guter Kenner Freiburgs, seiner Historie, Kultur und weiß um die Probleme der heuti-

gen Stadt. Deshalb gelingt es ihm immer wieder, in seinen Almanachen ein interessantes Freiburger Kaleidoskop zusammenzustellen, das eine Fülle von Themen enthält. Vom Schwerpunkt her sind im Almanach 1988 zwei Bereiche bemerkenswert: die Beiträge rund um den Münsterplatz und die Beschäftigung mit den ausländischen Mitbewohnern der Stadt. Die übrigen 21 Beiträge bieten eine bunte Palette Freiburger Geschichte, Familiengeschichte, Würdigung von Künstlern (Peter Huchel u. Bildhauer Röslmeier), Erinnerungen an frühere Zeiten bis hin zur Denunziation von Stefan Meier im Dritten Reich. Die Chronik wichtiger Ereignisse in Freiburg und die Folge „Neue Bücher“ runden den empfehlenswerten Almanach effektiv ab. -y-

Pabst, Wolf, Steinbildwerke in Küssaburg, 1. Aufl. 140 S., 1985 Küssaburg, Eigenverlag des Verfassers

In dem Werk von W. Pabst erhielt die Gemeinde Küssaburg (Kadelberg, Rheinheim, Bechtersbohl, Reckingen, Küßnach, Dangstetten) eine einmalige Dokumentation ihrer Steinbildwerke. Wer sich selbst einmal mit Kleindenkmalen befaßt hat, weiß, wieviel Mühe, Fleiß und Zeit der Verfasser aufgebracht hat, um dieses Buch zu schaffen, ganz abgesehen von den finanziellen Opfern. Pabst hat wohl alle — etwa 110 — Steindenkmale erforscht, erfaßt und in ausgezeichneten, deutlichen und informierenden Zeichnungen festgehalten. Dies macht vor allem den Wert des Buches aus, denn anhand dieser genauen Zeichnungen, die den Gesamtbestand der Denkmale wiedergeben, kann in Zukunft deren Erhalt beobachtet und gesichert und manches kleine Kunstwerk vor dem Verschwinden bewahrt werden. Wolf Pabst entging nichts. Von den größeren Objekten (z. B. der „Löwen“ in Kadelburg, die Küssaburg) abgesehen, findet sich in dem Werk alles von Grabsteinen, Feldkreuzen, Wappentafeln, Säulen, Fensterstürzen, Bildstöcken, Taufsteinen, Ziegeln bis hin zu den Steinmetzzeichen. Der den Denkmalen hinzugegebene Text zeigt die Bemühungen des Verfassers, die Steindenkmale in ihre historischen Zusammenhänge zu stellen. Das Buch hat Aufforderungscharakter, und man möchte wünschen, daß sich für möglichst viele Gemeinden ebensolche Idealisten finden, die bereit sind, ein derartiges Dokument zu erstellen. -y-

Hermann Albrecht: Des Markgrafen Leibmedicus; Erzählung aus den Tagen des Türken-Louis. Verlag Friedrich Resin, Weil am Rhein, 22,80 DM

Im Jahre 1835 wurde Anton Hermann Albrecht in Freiburg geboren. Nachdem er zunächst katholi-

sche Theologie studiert hatte, wechselte er 1859 zum evangelischen Glauben über und war dann zeitweise als Pfarrer in Kleinkems und in Laufen tätig. Aus seiner Liebe zu dieser heiteren Landschaft entstanden seine literarischen Werke, die leider in Vergessenheit geraten waren. Fritz Resin aus Weil und dem Waldkircher Verlag ist es zu verdanken, daß sie nicht endgültig aus der Heimatliteratur verschwunden sind. Neben der „Häfnetjungfer“ verdient vor allem die Erzählung „Des Markgrafen Leibmedicus“ unsere Beachtung. Die beiden Bücher sind jüngst im Verlag Resin neu aufgelegt worden.

Die Geschichte des „Leibmedicus“ spielt in den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges. Mit Witz, Hintergründigkeit und viel Sinn für das Detail wird die verhaltene Liebesbeziehung des Dr. Erad zu seinem Sälmeli, der Basler Pfarrerstochter, erzählt. Keine langatmige und gefühlvolle Erzählung wartet auf den Leser; wir erleben die zwei ereignisreichen Tage im Oktober des Jahres 1702 mit, als die Franzosen sich mit den Kaiserlichen bei Friedlingen und auf dem Tüllinger Berg eine unentschiedene Schlacht lieferten. In die Vorbereitungen zu diesem Gefecht und in das Schlachtengetümmel hinein webt Albrecht seine Geschichte und nimmt sie zum Anlaß, Markgräfler Leben bunt und üppig vor uns auszubreiten. Wer dieses Buch gelesen hat, muß dem Literaturhistoriker Oeftering zustimmen: Albrecht ist Hebels bester und echtester Schüler. Nicht nur, daß hier wie bei Hebel viel Volkskundliches einfließt, daß die Hochsprache gekonnt vom Dialekt eingefärbt wird, sondern vor allem die treffenden Charakterisierungen sind es, die das Lesen so genußvoll machen. Da tritt der Vater der Geliebten auf, der Pfarrer Mangold, ein typischer Basler, dem es vor allem darauf ankommt, seine Tochter standesgemäß an einen wohlhabenden und rechtgläubigen Protestanten zu verheiraten. Ein handfestes Mannsbild muß er gewesen sein, dieser Basler Pfarrer: Unter der vor der Perücke fast verschwindenden Stirn blitzten ein Paar pechschwarze Augen; seine einwärts gebogene Nase war fleischig und endete in einem gehörigen „Zinken“, seine Lippen waren etwas aufgeworfen, das Gesicht von starkem Karmin, die ganze Figur gedrungen und imponierend; alles in allem genommen, hätte er eigentlich mehr ein Vertreter der heiligen Justitia repräsentiert, als einen Diener Gottes, der das stille, sanfte Säuseln des Evangeliums vernehmlich soll werden lassen.“ Auch das Sälmeli war ein echtes Basler Kind. Man muß ihr verzeihen, so wird sie uns vorgestellt, „wenn sie vielleicht auch das noch in Rechnung zog (Wohlstand ihres Verehrers), denn sie war halt eben eine Baslerin; so konnte niemand sagen, es sei ein armer Teufel, dem sie Herz und Hand zu schenken bereit war, ein „Hergeloffener“,

der seine Beine eben dem Schwäher unter den Tisch hänge und vom Almosen der Frau leben müsse“.

Daß der Hauptmann Bärenfels, der Kommandant des Friedlinger Schlosses, sein Fett abbekommt, scheint ihm recht zu geschehen, war ihm doch das volle Weinfäßchen wichtiger als die geladene Kanone. Nicht nur die deftigen, aber nie groben Personenbeschreibungen machen diese Erzählung so farbig und anschaulich, sondern auch die liebevollen und treffenden Beschreibungen des Markgräflerlandes von anno dazumal. Auch wenn sich die Kulturlandschaft in den letzten hundert Jahren stark verändert hat, leuchten immer wieder Bilder auf, die uns wohlvertraut sind. Das Happy-End, das spürt man sehr schnell, ist der Geschichte gewiß, der Nebenbuhler, ein Seidenkaufmann aus dem damals noch eidgenössischen Mülhausen, hat keine Chance.

Die neu aufgelegte Fassung dieses 1882 erschienenen Buches wurde in unwesentlichen Teilen von Dr. Helmut Bender leicht gekürzt. Weitschweifiges und Zeitbedingtes hat der Bearbeiter gestrichen, während die Diktion unverändert blieb. Man darf sicher sein, jeder echte Markgräfler, ob jung oder alt, wird an diesem Buch, das mit 15 Stichen im Anhang ergänzt wurde, seine Freude haben.

Hermann Albrecht: Die Häfnetjungfer. Eine Rebhändler Dorfgeschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert, Verlag Friedrich Resin, Weil am Rhein, ISBN 3-923 066-13-9, Preis 24,80 DM

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung des „Leibmedicus“ erschien 1884 Albrechts „Häfnetjungfer“, wie die Erzählung vom „Präzeptoratsvikari“, die Geschichte einer unvollendeten Liebe. Während dort Hebels Zuneigung zu Gustave Fecht im Mittelpunkt steht, ist es in der „Häfnetjungfer“ eine andere Persönlichkeit des Markgräflerlandes, der aus Sulzburg stammende Gelehrte Johann Daniel Schöpflin. 1694 als Sohn eines bad.-durlachischen Beamten geboren, wirkte er ab 1720 bis zu seinem Tode im Jahre 1771 als Professor in Straßburg. Seine „Historia zaringo-badensis“ und das dreibändige Werk „Alsatia illustrata Celtica Romana Francia“ genossen damals hohes Ansehen in der wissenschaftlichen Welt. Goethe hat ihn während seiner Straßburger Zeit kennengelernt und beschreibt ihn wie folgt: „Die freigebige Natur hatte Schöpflin ein vorteilhaftes Äußeres verliehen, schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart... Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich, wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen,

wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaften Gesinnten glücklich verudeut werden.“ (Dichtung und Wahrheit, elftes Buch).

Soll Albrechts Erzählung eine Begründung für diesen Charakterzug sein? Schöpflins Liebe zu der stolzen und überaus anmutigen Hertinger Bauerntochter Kunigunde, deren Mutter im Rufe starb, eine Hexe zu sein, und die durch ihren Vetter Mathis auf rätselhafter Weise zu großem Reichtum gekommen war, blieb nämlich schlußendlich unerwidert. Das einfache aber selbstbewußte Kind des in diesem Buch so treffend gemalten Markgräflerlandes will seinen eigenen Weg gehen. Ihre Charakterzüge sind es, die Albrecht faszinierten und es gelingt ihm in großartiger Weise, diese Faszination an den Leser weiterzugeben. Ihr Entschluß, ledig durchs Leben zu gehen, bleibt letztendlich ein Geheimnis.

Ihre Begründung, der plötzliche Tod eines Verehrers — sie fühlt sich daran mitschuldig — kann nicht ganz überzeugen, ganz aufgehellt wird ihre Person nicht. Vielleicht ist es gerade das, was dieses Buch so fesselnd macht, ein Psychogramm einer jungen Frau des achtzehnten Jahrhunderts, die sich vom übermütigen, törichten und verzogenen Kind zu einer emanzipierten Frau entwickelt („es sollte nach ihrem Kopf gehen“).

Auch in der „Häfnetjungfer“ weist sich Albrecht als ein Schriftsteller aus, der nicht nur treffend Menschen, sondern auch Landschaften und Stimmungen zu charakterisieren weiß: „Es ist kirchenstill ringsum; von einem feinen, bläulichen Duft übergossen ragt da drüben der majestätische Hochblauen über die Hügelwellen und Schluchten herein, dünnes Herbstgewölk deckt den Himmel, durch welches nur hie und da ein wenig Blau hindurchblickt, sommermüde birgt sich die Sonne hinter diesem Schleier. Aber aus dem noch immer frischgrünen Geäst der mächtigen Apfel- und Birnbäume, die draußen aufstreiben aus dem braunen Ackerboden, schimmert gelb und rot der reife, reiche Obstsegen dieser üppigen, gottbegnadeten Flur, die Natur feiert mitten in der Woche einen lieblichen stillen Sabbath, es ist einer jener seltenen Tage, wo man sich selig fühlt wie das Kind an der Mutterbrust.“

Helmut Bauckner

Huxhold, Erwin: Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald. Reihe: Das deutsche Bürgerhaus Bd. XXIX, 4°, 220 S., eine Kartenzeichnung, 415 Planzeichnungen, 138 Fotos, Reg., Ln., Foto auf Umschlag. Tübingen 1980. ISBN 3 8030 00319. DM 98,—

Schade, daß der Band nicht Das Bürgerhaus aus dem Kraichgau heißt, denn dieses wird ausführlich dargeboten. Die Titelwahl erfolgte wohl in Anlehnung an andere Bände dieser von Adolf Bernt begründeten und von Günther Binding weiter herausgegebenen Reihe, bei denen oft als Bezugspunkt oder Abgrenzung einer Landschaft die benachbarten Gebirge gewählt wurden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützte die Arbeiten für dieses aufschlußreiche Buch.

Nach einer Einführung über Haus und den Holzbau und einer kurzen Übersicht über den Kraichgau untersucht und stellt vor in Schrift, Zeichnung und Foto Professor Dr.-Ing. Huxhold die wichtigsten Ackerbürgerhäuser, Handwerkerhäuser, Pfarrhäuser, Gasthäuser, Kaufmannshäuser und auch einige Rathäuser des Kraichgaus. Bis auf die Häuser Wilhelmstr. 2 in Bretten, das Eppinger Rathaus im Weinbrennerstil, die abgerissene „Krone-Post“ in Eppingen, das Gasthaus „Drei Könige“ in Sinsheim und Hauptstr. 234 in Heidelberg handelt es sich ausnahmslos um Fachwerkbauten. Der Brettenener Architekt gibt nach eigenen Aufmaßen die wichtigsten Ansichten, die Grundrisse aller Geschosse, einen wesentlichen Gebäudeschnitt und soweit zum Verständnis erforderlich auch eine Lageskizze, was die Fachleute und Forscher aller Richtungen sehr begrüßen werden, und der Heimatfreund kann sich an der großen Zahl ausgezeichnete Fotowiedergaben ergötzen. Neu und einmalig in der Bürgerhausreihe sind die isometrischen Schaubilder der Dachstühle und ganzer Fassadenteile, was den lernenden Handwerker und den Laien das Lesen der technischen Zeichnungen leicht verständlich macht.

Als ältestes Bauernhaus im Kraichgau wird dabei das Firstsäulenhaus in Untergrombach, Obergrombacher Straße 32, aus 1428 herausgeschält. Zur Eppinger „Universität“ ist eine Rekonstruktion beige-steuert (die merkwürdigerweise bei der „Generalinstandsetzung“ nicht beachtet wurde) und den Um-schlag zielt das ganzseitige Foto des „großartigen“ Baumann'schen Hauses (1582/83) aus Eppingen. Neben manchem bekannten, wie die Rathäuser aus Stein oder Königsbach und der Brettenener Markt-platz, ist auch vieles weniger bekanntes zu finden. Das gut gelungene Buch bedeutet nicht nur eine Quelle der Freude für Heimatliebhaber und für die Forschung, sondern auch eine wertvolle Hilfe für Hausbesitzer, Stadtplaner, Architekten und allen mit der Sanierung Befassten. Denn wie der Verfasser im Vorwort zutreffend meint, erscheint es noch wichtiger „die Bürger und deren gewählte Vertreter von der Notwendigkeit und einmaligen historischen Aufgabe zu überzeugen, die Häuser ihrer Vorfahren, die Zeugen einer großen Vergangenheit, nicht nur als Einzelhaus, sondern auch als Ge-

bäudegruppe inmitten ihrer alten Umgebung der Nachwelt zu erhalten.“ Edmund Kiehle

Kiehle, Edmund: Karl Weysser — ein badischer Maler sieht die Kraichgaustadt Eppingen — 50 Jahre Heimatmuseum Eppingen 1935—1985. Katalog zur Sonderausstellung, hg. v. Fachwerk- und Heimatmuseum „Alte Universität“ in Verbindung mit dem Eppinger Historischen Verein „Heimatfreunde“. 8°, 29 S., 70 kl. Abb., 6 ganzseitige Abb., davon 1 farbig, Abb. auf Außentitel zweifarbig, geh. Eppingen: Fachwerk- und Heimatmuseum „Alte Universität“ 1986. ISBN 3-9801250-1-7.

Von den 76 Abbildungen sind drei Fotos, zwei Wiedergaben von Aquarellen und fünf von Gemälden und alle anderen Zeichnungen. Blättern den Katalog durch, so stößt man gleich zu Beginn auf Namen wie Durlach, Baden-Baden, Wertheim, dann auf Pfullendorf, Schiltach, Mosbach und gar noch auf Meersburg und Gengenbach, dazu noch mit Abbildungen, und zwar im kleinen Format, so doch in solcher Häufigkeit bisher in derartigen Katalogen nie anzutreffen. Eigentlich keine Eppinger Ausstellung, sondern eine gesamtbadische Würdigung Karl Weyssers; mit fünf Weysserzeichnungen und einer farbigen am Schluß aber doch wieder Eppingen, denn dieses umfangreiche Unternehmen startete das kleine Heimatmuseum in der „Alten Universität“ zu seinem 50jährigen Jubiläum. Mit dem Gründungsjahr 1935 erweist es sich als das älteste Heimatmuseum im Kraichgau.

Der darstellende Katalogteil ist gegliedert in Lebensweg, Motive und Arbeitsweise, Kraichgaustadt Eppingen, Kraichgauer Amts- und Nachbarstädte und Anhang. Letzterer verzeichnet erläuternde Beigaben und Vergleichsarbeiten, zeitgenössische wie auch neuzeitliche Zeichnungen.

Vorangestellt ist eine Kurzdarstellung 1000 Jahre Eppingen — 50 Jahre Heimatmuseum, eine Einführung zu Weysser, sein Lebenslauf und ein Rundgang an der Hand Weyssers durch Eppingen. So ist ein wertvoller Weysser-Katalog entstanden, der zugleich ein Erinnerungsbüchlein zum Museums-jubiläum darstellt. Schriftleitung

Rhyfälder Fasnacht — 50 Jahre Latschari, herausgegeben von der Latschari-Clique Rheinfelden e. V., 120 S. mit 55 Schwarzweiß- und 41 Farbbildungen, DM 24,80, Verlag des Südkurier Konstanz 1987

Mit diesem Buch legt die Latschari-Clique Rheinfelden ein außergewöhnliches Dokument der Rhyfälder Fasnacht vor. Außergewöhnlich deshalb, weil

die darin enthaltenen Beiträge, z. B. der Überblick über die Stadtgeschichte, die Geschichte der Rheinfelder Fasnacht oder die Episoden aus dem Latschari-Leben, flott geschrieben sind und umfassend und interessant informieren. Die Besonderheiten des Entstehens der Rheinfelder Fasnacht in ihrer eigenen Prägung — unter den wachsamem und kritischen Augen der alten Narrenhochburgen am Hochrhein, denen karnevalistische Einschläge natürlich nicht gefallen können — werden deutlich und einsehbar. Rheinfelden ist eine junge Stadt, und fünfzig Jahre Latschari sind im Vergleich mit z. B. der Laufenburger Alt-Fischerzunft nicht viel. Aber jede neue Gründung, bleibt sie bestehen, wird mit der Zeit zur alten Tradition. Dies ist für die Zukunft der Rheinfelder Fasnacht allgemein zu wünschen, die schon durch ihre Vielfalt eine Sonderstellung einnimmt, und gerade die Latschari-Clique hat über die Grenzen der Region hinaus Anerkennung gefunden und ist zu einem festen Bestandteil der Fasnacht am Hochrhein geworden. Die Porträts der 22 Cliquen und Narrenester, welche die Rhyfälder Fasnacht ausmachen, vervollständigen den guten Gesamteindruck des Buches, das ausgezeichnet gestaltet ist. Daß es darüber hinaus auch zu einer kleinen Stadtgeschichte wird, sei dankbar vermerkt.

-y-

Finck, Adrien, Die Sprache der Freude (Langue de plaisir), Elsässische Gedichte, APEPLA, Straßburg, 1987

Staiber, Maryse, Wir wollen Traumrad fahren, Gedichte, APEPLA, Straßburg, 1986

Sorg, Jean-Paul, Undergrund, bf-editions, Straßburg, 1986

Weckmann, André, bluddi hand, bf-editions, Straßburg, 1983

Es ist wohl angebracht, wenn wir diese vier Lyrikbändchen aus dem Elsaß zusammen betrachten, zumal die Autoren einem bestimmten Kreis zugehören — dem Lehrkörper an der Universität und der Oberstufe an den Höheren Schulen —, darüberhinaus — und das ist vor allem ins Gewicht fallend — daß ihr Bekenntnis allesamt aus dem Bedrohtsein, vor allem in ihrer elsässischen Identität, hervorbricht, und dieses Bekenntnis sich auch formal in einer ansprechenden Art und Weise in Hochdeutsch oder in der elsässischen Mundart äußert. Man kann es wohl auch als etwas Erstaunliches für das heutige Elsaß bezeichnen, wenn allem Unken zum Trotz deutschsprachige Lyrik von solcher Qualität dort entstehen kann. Kann man das vielleicht, um ein typisches Wort von Weckmann hier zu gebrauchen, als den „Schrei“ bezeichnen, der sich Bahn bricht?! Oder ist Lyrik im Elsaß heute

vielleicht gar der Schutzraum, wohin man flüchten kann, um von dort aus dann bekannt zu machen, was man als Wissender an Not in sich trägt? Es ist das des Überlegens wert.

Adrien Finck, seines Zeichens Germanistikprofessor an der Straßburger Alma mater, gibt das, was ihn innerlich bewegt, in der Mundart seines heimatlichen Sundgaus wieder, der er mit ihren melodischen „a“-Endlauten in den Worten „eine Poesie sui generis“ abringt, die „in den anderen europäischen Sprachen unnachahmlich ist“, wie es Claude Vigée, sein Landsmann, der heute in Israel lebt, sinnig ausdrückt. Man wundert sich bei solchen dichterischen Aussagen von Rang, was der elsässische Dialekt in diesem Fall die allemannische Abart des Sundgaus — alles inhaltlich und formal zu vermitteln vermag. Diese dichterisch gefüllten Verse münden aus in den Aufruf „ass (daß) m'r lewandig bliewa (wir lebendig bleiben)“, wozu gerade diese ursprüngliche und unverbrauchte Sprache beiträgt, eine Sprache, die Lust und Freude vermittelt dem, der sie spricht und dichterisch gestaltet, und dann auch dem, der sie zu Herzen nimmt.

Maryse Staiber stellt ihre dichterischen Anrufe, die sich stark an den Formen der japanischen Haikus ausrichten, und die dieses sprachliche Talent aus der allerjüngsten Generation im Lande hochdeutsch, in elsässischer Mundart und auch französisch darbietet, gleichsam als Metaphern vor unser leibliches und geistiges Auge zugleich, Metaphern, mit denen sie zum Urgrund vorstößt und darin dann auch „ihren eigenen Sprachgrund“ (Vigée) entdeckt. Das Motto des großen Surrealisten Ivan Goll liefert diesem vielversprechenden poetischen Talent das Leitmotiv des eigenen Lebens und Dichtens.

Mit den Gedichten, die er unter dem vielsagenden Titel „Undergrund“ veröffentlicht, zeigt Sorg an, daß er „daheim“ (in der Sprache seines Landes) angelangt ist, was für ihn, einen Universitätsphilosophen, Jahrgang 1941, etwas heißen will, Sorg weiß sich darin Martin Heidegger verbunden, wenn dieser sagt: „Aus dem Dialekt strömt uns all das zu, was der Sprachgeist in sich birgt“, dieser Sprachgeist kommt bei Sorg im Ringen um Natur und Umwelt zum Vorschein. Diese Hoffnung der elsässischen Literatur tut das, darin einen hohen Anspruch für seine Heimatsprache andeutend, in den Spuren des Schweizer Kurt Marti und der Franzosen Paul Eluard und Jacques Prévert, was wir als Beobachter mit Genugtuung vermerken dürfen, gerade weil uns aus dem Elsaß andere Kund erreicht. Der Altmeister der sprachlichen Renaissance im Elsaß aus der Nachkriegszeit nach 1945, André Weckmann, bietet uns in seiner Kochersberger Mundart, die etwas vom Boden dieses „Ackerlandes“ an sich trägt, Vorstellungen und Visionen vom

Leben in seiner Fülle, diese aber, wie zumeist, verfremdend, wobei wir auch diesmal wieder bei Weckmann den eigenwilligen Rhythmus dieses Dialekts gehandhabt sehen, in der Klangfarbe dann zugleich Herbheit und Innigkeit sich verbinden. Emma Guntz, aus Bruchsal im Badischen stammend, und jetzt mit ihrer Familie im Elsaß lebend, steuert ein sprachliches Experiment bei: sie überträgt die mundartlichen Gedichte Weckmanns ins Hochdeutsche, dabei wird einmal mehr deutlich, wie Weckmann aus dem Urgrund des Seins seiner Heimatsprache schöpft und diese meisterlich gestaltet, ist das geschehen sind's keine „bluddi hand“ mehr, die wir haben.

Bewegen sich die ebengenannten Autoren — auch im Vergleich zu ihren bundesdeutschen Pedants — inhaltlich und formal auf beachtlichem Niveau, so gibt es in unseren Tagen im Elsaß viele dichterischen Aussagen aus dem, was wir Volk nennen, die nicht minder ausdrucksvoll sind, leider nur gehören diese Leute meist der älteren Generation an. Wir nennen hier zwei Beispiele dieses Genres, die auch Beachtung finden sollten:

Buckenmeyer, Ernest, Schnokeloch Nr. 101.bf — editions, Straßburg 1986

Gantzer, Albert, Spättle in alle Farwe und An d'gross Glock g'hängt, beide Morstadt-Verlag, Kehl—Straßburg—Basel, 1981 und 1987.

Kann man Buckenmeyer als Handwerkerdichter bezeichnen, der sein Opus nach seiner Adresse in Schiltigheim bei Straßburg nennt, der seine Motive aus der Fülle seines künstlerischen Daseins nimmt, so ist Gantzer vor allem der Vertreter des Elsaß, der sein eigentliches Schicksal und das der Leute seiner Heimat sprechen läßt und es niederschreibt,

so Spättle an Spättle (Stücke) aneinanderreihend und es zu einem Ganzen doch fügend. Bemerkenswert ist es schon, wie Gantzer verschiedene Dialektsprechweisen — und damit auch Dialektschreibweisen — beherrscht und diese dann in die weite, geräumige europäische Scheune einbringt, damit wieder ein Zeugnis gebend, daß dieses Land zwischen Rhein und Vogesen doch noch Leben in sich trägt, vor allen Dingen, wenn man der Meinung ist, daß Leben sich im Worte der Dichter äußert. Wieder darf man in diesem Fall dem Morstadt-Verlag in Kehl danken, daß er seinen Dienst beiderseits des Rheins wahrnimmt. me

Graff, Martin, Der Joker und der Schmetterling,
Elster-Verlag, Bühl-Moos, 1987

Unter diesem seltsamen Titel verbirgt sich so etwas wie ein theologischer Krimi, der als Akteure einen doppelten Papst hat, den, der durch Subkulturen dieser Welt inkognito reist und seine Abenteuer dort erlebt, und den anderen, seinen Bruder, der in Rom die Ordnung aufrechterhält, ein delikates Sujet, das dieser „Gedankenschmuggler“, wie Graff sich selbst nennt, provozierend handhabt und damit im Nebenbei auch einige gezielte Wirkungen erzielt. Martin Graff, Münstertäler, Jahrgang 1944, von Hause aus Theologe und zudem noch Fernsehspezialist (ZDF), tut das alles in einem geschliffenem modernen Deutsch, was gerade für einen Elsässer der jungen Generation Bewunderung erheischt. Die Phantasie und das Talent Martin Graffs lassen noch einiges für die Zukunft aus seiner Feder erwarten. me

Autoren dieses Heftes

Thomas Adam
Bachstr. 38
7520 Bruchsal 4

Manfred Bosch
Neumattenweg 30
7888 Rheinfelden

Prof. Dr. Kurt Bräutigam
Bahnhofstr. 14
7812 Bad Krozingen

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
7500 Karlsruhe

Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Straße 15
7612 Hofstetten

Dr. Arnulf Kollautz
Altweg 5
7837 Eichstetten

Rainer Kunze
Streuberstr. 24
6800 Mannheim 23

Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Straße 10
7500 Karlsruhe

Winfried Studer
7844 Neuenburg/Rhein

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Bernhard Zilling
Haydenstr. 24
7800 Freiburg

Hans Leopold Zollner
Gerhard-Hauptmannstr. 12
7515 Ettlingen